

# Die Gartenlaube.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

## Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Roman von C. Marlitt.  
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

In der Schreibstube des Hauses Lamprecht ging währenddem Alles seinen gewohnten Gang. Hätte der junge Chef ahnen können, daß es fern am Horizont gewitterhaft aufblitze, er würde sein Augenmerk auf ganz andere Dinge gerichtet haben, als es die Kleinigkeitstrümmerei war, mit der er sich immer noch vorzugsweise beschäftigte. Mit dem Aufräumen des alten Schlenkrian war er immer noch nicht fertig. Es gab noch da und dort Hintertüren, durch welche sich der Unterschleif ermöglichen ließ. Nicht allein im Hause mußte man jedes Eckchen immer wieder inspizieren, nein, auch der Hof verlangte wachsame Augen mit seinem zweiten Ausgang, dem Backhausthor. Da gingen und kamen die Tagelöhnerinnen, da konnten leicht Virtuallisten und Holz aus der Küche und Hafer aus den Pferdefällen „weggeschleppt“ werden; deshalb wurde jeder „Ausquod“ in den Hof freigelegt, wurden jahrelang verschlossenen gewesene Fensterläden täglich zurückgeschlagen. Die Nachtheile dieser Observationsposten hatte Bärbe bereits gestern empfunden, als sie mit ihrem Eimer vom Brunnen zurückgekehrt war. Gleich darauf war der junge Herr in die Küche gekommen, hatte die alte Köchin heftig ausgescholten und sich ein für allemal den „neumodischen Wägdelausch“ am Hoforamen verboten.

Heute Nachmittag war auch Margarete von Dambach zurückgekehrt. Sie konnte zufrieden sein mit dem Erfolg ihrer sorgsamem Pflege, dem Großpapa ging es viel besser. Aber der

Hausarzt, den der Landrath insgeheim befragt, war der Ansicht gewesen, daß das Uebel in dem allen Stürmen und Wettern preisgegebenen, leichtgebauten Pavillon keinesfalls gänzlich gehoben werden könne; der alte Herr möge doch lieber für die strengste Winterzeit nach der Stadt übersiedeln. Damit hatte sich der Amtsrath einverstanden erklärt, und zwar um so eher deshalb, weil er nicht in der oberen Etage wohnen sollte. Ein paar gerade über den Lamprecht'schen Wohnräumen gelegene Zimmer der Velestage sollten um des erwärmten Fußbodens willen für ihn eingerichtet werden.

Nun galt es, dem alten Herrn die Wohnung behaglich zu machen, und deshalb war Margarete in der Stadt. Tante Sophie war glücklich, sie wieder zu haben, wenn auch Bärbe ganz erschrocken meinte, daß das liebe „Gretelgesichtchen“ gar so schmal und vergrämt aussehe. Tante Sophie freute sich aber auch im Stillen, daß der Amtsrath nach der Stadt übersiedeln sollte; da war doch wieder ein männlicher Wille im Hause, eine Stimme, die, wenn sie sich zum Befehl erhob, Furcht und Respekt einflößte. Und das that noth, der kleinen, herrschsüchtigen Frau im zweiten Stock gegenüber, die nun, nachdem sich die Augen des ehemaligen Hausherrn geschlossen, ihre geheime Abneigung gegen „das derbe, unverschämte gerade Frauenzimmer, die Sophie,“ die sich in die Hausangelegenheiten mischte, frei zu Tage treten ließ und an dem Thun



Franz Defregger.

Nach einer neuen photographischen Aufnahme von Fr. Hansjürgl in München.

und Lassen „der alten Jungfer“ mäkelte, als sei sie ihre untergeben. Gleich in der ersten Stunde erfuhr Margarete von dem Kammer im Pachtbause. Tante Sophie und Bärde berichteten in der Küche, wie sie wohl einige Erfrischungen für die Kranke unbemerkt an den alten Lenz gelangen lassen könnten.

„Ich trage sie hinüber,“ sagte Margarete.

Bärde schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Um Gottes willen nicht — das gäbe Mord und Todtschlag! bat und versicherte sie. Der junge Herr launere an allen Hinterfenstern; die Leute im Pachtbause seien ihm nun einmal ein Dorn im Auge; er verachte sie noch viel mehr als der seltsame Herr Kommerzienrath. Ihr, dem alten Dienstboten, habe er gestern Abend den Kopf gewaschen und den Text gelesen, nach Noten, blos weil sie mit der Aufwärterin gesprochen; und wenn nun gar die eigene Schwester sich „so gemein mache“ — nein, den Mordspießtafel wolle sie nicht erleben!

Margarete ließ sich nicht beirren. Sie nahm schweigend das Körbchen mit den Geliebüchsen und ging in die Hofstube. Dort hüllte sie sich in einen weiten, weißen Burusch von flockigem Wollstoff und trat ihren Gang an.

Aber sie traf es schlecht. In dem Augenblicke, wo sie die Stufen nach dem Hausflur hinunterschritt, kam die Großmama im eleganten, pelzbesetzten Sammetmantel die große Treppe herab. Sie war offenbar im Begriffe, einen Besuch in der Stadt zu machen.

„Was, schneeweiß inmitten der tiefsten Trauer, Gretchen?“ rief sie. „Du wirst Dich doch hoffentlich nicht so in der Stadt sehen lassen?“

„Nein. Ich gehe ins Pachtbause,“ sagte Margarete fest, warf aber doch einen scheuen Blick nach dem Komptoir, wo das Fenster klirte.

„Ins Pachtbause?“ wiederholte die Frau Amtsräthin und trippelte doppelt geschwind die letzten Stufen herab. „Da muß ich denn doch erst ein Wörtchen mit Dir reden.“

„Ich auch!“ rief Reinhold herüber und schlug das Fenster wieder zu. Gleich darauf trat er in den Hausflur.

„Gehen wir in die Wohnstube!“ sagte die Großmama. Sie warf ihren Schleier zurück und ging voran, und Margarete mußte wohl oder übel folgen, denn Reinhold schritt dicht hinter ihr wie ein eskortirender Gendarm.

## 23.

Kaum in das Zimmer eingetreten, griff er ungenirt nach Margaretens Mantel und schob ihn von dem Körbchen an ihrem Arme weg. „Himbergelée, Aprikosengelée“ — las er von den Etiketten der Glasbüchsen ab — „lauter gute Sachen aus unserem Keller. . . Und die soll der Mosje Sturwendeschüler drüben essen, Grete?“

„Der nicht!“ sagte Margarete ruhig. „Du wirst wohl wissen, daß Frau Lenz schwerkrank ist, daß sie einen Schlaganfall gehabt hat.“

„Nein, das weiß ich nicht. Mir kommen solche Dinge nicht zu Ohren, weil ich nie mit unseren Leuten klatsche. Ich halte es genau wie der Papa, der nie darnach gefragt hat, ob die Leute im Pachtbause leben oder sterben.“

„Und das ist die richtige Art,“ bestätigte die Großmama. „Strenge Zurückhaltung muß der Fabrikherr beobachten — wo käme er sonst hin, seinen Hunderten von Arbeitern gegenüber! — Aber sage mir nur ums Himmelswillen, Grete, was Dir einfällt, am helllichten Tage den Theatermantel da umzuhängen?“ Ihr Blick glitt mit scharfer Mißbilligung über die weiße Umhüllung.

„Ich wollte nicht so unheimlich dunkel an das Bett der Kranken treten —“

„Was? Um dieser Frau willen unterbrichst Du die Trauer für Deinen Vater?“ rief die alte Dame erbittert.

„Er wird es mir verzeihen —“

„Der Papa?“ lachte Reinhold kurz und hart auf. „Sprich doch nicht Dinge, an die Du selbst nicht glaubst, Grete! Damals, wo Du auch, vor unser Aller Augen, die darmherzige Schwester im Pachtbause spielen wolltest, da hat er Dir streng ein für allemal den Besuch verboten, weil ein solches Hinüber und Herüber nie Brauch im Hause gewesen sei. Und daß es bei seinem Wunsch

und Willen bleibt, dafür werde ich sorgen. . . Ist es nicht schön an und für sich eine unverzeihliche Taktlosigkeit von Dir, zu den Menschen zu gehen, den wir wegen notorischer Faulheit entlassen mußten?“

„Der Mann ist halb erbündet —“

„So, weißt Du das auch schon? Nun ja, er sucht damit zu entschuldigen, aber es ist nicht so schlimm. Uebrigens ist er bei Weitem nicht lange genug im Geschäft, als daß wir selbst diese fingirte Erbfindung angenommen — verpflichtet wären uns um ihn und seine Familie zu kümmern. Frage den Gehalt, der wird Dir sagen, daß ich ganz korrekt handle! — nur Deinen Theatermantel ab! Du wirst einsehen, daß Du nachgerade lächerlich machst mit Deinen unverlangten Sammetdiensten!“

„Nein, Reinhold, das kann ich nicht einsehen,“ entgegnete sie sanft, aber fest; „so wenig wie ich glaube, auch hart unbarmherzig sein zu müssen, weil Du es bist. Ich widerspreche Dir ungen, weil ich weiß, daß Dich jeder Widerspruch aufregt, aber bei dem Wunsche, Dir jeden Ärger zu ersparen, darf ich nicht andere Pflichten verletzen.“

„Dummheit, Grete! Was geht Dich die Matersfrau an?“

„Sie hat Anspruch auf Hilfe und Beistand ihrer Menschen wie jeder andere Kranke auch, und deshalb sei ich Reinhold, und hindere mich nicht, das zu thun, was ich für gut und recht halte!“

„Und wenn ich Dir es trotzdem verbiete?“

„Verbieten?“ wiederholte sie erregt. „Dazu hast Du nicht das Recht, Reinhold!“

Er fuhr auf sie hinein, und seine bläuliche Gesichtsfarbe verdunkelte sich unheimlich.

Die Frau Amtsräthin ergriß beschwichtigend seine Hand. „Wie magst Du ihm nur so schroff entgegenreten, Grete?“ zürnte sie. „Allerdings steht ihm bereits ein gewisses Recht zu. In Kurzem wird er unumschränkter Herr hier sein; denn Du wirst Du doch wissen, daß mit der Firma das alte Erbhanse Lamprechts an den einzigen männlichen Träger des Namens fallen hat —“

„Der Tochter wird dann einfach ihr Antheil hinausgeschickt und sie hat auf dem Grund und Boden nichts mehr zu sagen und zu suchen, und wenn es zehnmal ihr Geburtsstunde ist!“ Reinhold mit seiner hämischen, knabenhaften Stimme so herein, als habe er schon längst auf die Gelegenheit gelaunt, die Schwester diese Eröffnung zu machen.

„Ich weiß das, Reinhold!“ sagte sie traurig, mit unwillkürlichen Blicke, und der gramvolle Zug um ihren Mund vertiefte sich. „Ich weiß, daß ich mit dem Papa auch das alte, liebe Haus verloren habe. Aber noch bist Du nicht der Herr hier, der mich ausweisen darf, wenn ich mich nicht in Allem widerstreben unterwerfe —“

„Und deshalb wirst Du für die paar Wochen auch noch die Dicksopf bleiben, der Du immer gewesen bist, und à tout pris ins Pachtbause gehen, gelt, Grete?“ unterbrach Reinhold sie mit boshaften Augen. Er schob in fingirtem Gleichmuth nach wohnter Art die Hände in die Taschen, obwohl er vor Wangen bebte. „Nun meinetwegen,“ fügte er achselzuckend hinzu, „Du denn durchaus nicht auf mich hören willst, so soll Dir der Herberd den Kopf zurechtsetzen!“

„Den lasse aus dem Spiele, Reinhold,“ wehrte die Großmama lebhaft ab; „der wird sich schwerlich hineinmischen! Er es doch auch entschieden abgelehnt, Grete's Vormund zu werden — nun, was siehst Du mich denn so sonderbar erregt an, Grete? Mein Gott, was für Augen! . . . Du wunderst Dich, daß ein Mann wie er sich hütet, einen Mädchenskopf in Zucht zu nehmen, der so voll Eigenwillen steckt wie der Deine? Mein Kind, wer Dich kennt, wird schwerlich in eine solche Beziehung zu Dir treten — denke nur an Dein unverzeihliches Verhalten in Bezug auf die Partie, die wir Alle so sehr für Dich wünschen! — Doch das gehört nicht hierher! Ich habe mein Krankenbesuch bei der Geheimrätthin Sommer fällt jetzt ungeschickliche Zeit, und deshalb will ich Dir kurz sagen, daß Du Dir selbst einen Schlag ins Gesicht versehest, wenn Du zu den Leuten ins Pachtbause gehst. . . In der allernächsten Zeit werden Dir Dinge zu Ohren kommen, haarsträubende Dinge, die möglicher Weise ein schönes Stück Geld kosten könnten.“



Jetzt glitt doch auch ein schwach lächelnder Zug um ihren Mund. Trotzdem sagte sie abweisend: „Nein, es muß dabei bleiben! Was würde auch die Großmama sagen, wenn ich in meine Kinderstube zurückfiele?“

„Das wäre doch am Ende lediglich Deine und meine Sache.“

„O nein, so unbedingt ganz gewiß nicht! Die Großmama wird ihre Obervormundschaft über uns Alle, so lange sie lebt, nicht aus den Händen geben, das weiß ich!“ antwortete sie bitter. „Und Du kannst von Glück sagen, daß sie Deinen Besuch im Pachtbause nicht bemerkt hat; sie würde sehr böse sein.“

Er lachte. „Und was würde die Strafe für den alten Knaben sein? In der Ecke hocken, oder kein Abendbrot bekommen? Nein, Margarete,“ setzte er ernst hinzu, „so sehr ich auch bestrebt bin, Aergerniß und Bedrüb von meiner Mutter fern zu halten und ihr das Leben nach Kräften leicht und angenehm zu machen, so wenig darf ich ihr aber auch entscheidenden Einfluß auf meine Handlungen gestatten. Und deshalb wirst Du mich noch öfter aus dem Pachtbause kommen sehen.“

Sie sah hellen Blickes zu ihm auf. „Hätte sich vorhin ein Zweifel in meine Seele geschlichen, vor Deinem ruhigen Urtheil wäre er geschwunden! Der alte Maler, den ich von meiner Kindheit an lieb gehabt habe, kann nicht unser Feind sein!“

„Wer sagt das?“

„Die Großmama. Ist es wahr, daß er Nachforderungen an uns Geschwister stellt?“

„Ja, Margarete, es ist wahr,“ bestätigte er sehr ernst. „Er hat viel von Euch zu fordern. Würdest Du das ohne Protest über Dich ergehen lassen?“

„Wie könnte ich anders, wenn die Forderung eine gerechte wäre?“ versetzte sie ohne Zögern; aber die Röthe eines plötzlichen Befremdens schlug über ihr Gesicht.

„Auch wenn diese Forderung Dein Erbtheil bedeutend schmälerte?“

Sie lächelte flüchtig. „Es ist bisher immer von Seiten Anderer für mich gesorgt und gezahlt worden; ich kann deshalb den eigentlichen Werth des Geldbesitzes nicht beurtheilen; darin aber bin ich meiner selbst gewiß, daß ich tausendmal lieber mein Brod mit Nähen verdienen, als auch nur einen Groschen haben möchte, der mir nicht zuläme. . . Ich weiß ja auch, daß Du nichts Unbilliges unterstützen würdest, und deshalb bin ich zu jedem Opfer bereit!“

„Meine Tapfere, die den Fuß sofort im Bügel hat, wenn es gilt, eine brave That auszuführen!“

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Ein schlechtgewähltes Bild für mich, die ich nicht reiten kann,“ warf sie herb und achselzuckend hin. „Die vornehme Welt spielt in alle Deine Gedanken hinein, Onkel!“

Er verbiß ein Lächeln. „Was willst Du? Dem Bann der Sphäre, in der man viel lebt, entzieht sich so leicht Keiner. Wärest Du die Freiheitsdurstige, die glühende Befreierin eines stolzen, starken Bürgerthums geworden, wenn Du nicht im Hause des Onkels Theobald gelebt hättest? Ich glaube schwerlich.“

„Du irrst! Das ist nicht angeflogen, nicht eingepfist, das ist mit mir geboren. Es wäre Eigenthum meines Blutes, meiner Seele gewesen, auch ohne den erweckenden äußeren Einfluß, ohngefähr so wie man sagt — ein Zug ihres ehemaligen Muthwillens umspielte ihren Mund — daß Raphael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände das Licht der Welt erblickt hätte.“ Sie wurde aber sofort wieder ernst und kam auf Herbert's Mittheilung zurück. „Auf welches Recht stützt der alte Leuz seine Ansprüche?“ fragte sie unumwunden. „Inwiefern ist er unser Gläubiger?“

„Du wirst kurze Zeit Geduld haben müssen,“ antwortete er zögernd, und seine Augen streiften prüfend ihr Gesicht, als schwanke er, ob er jetzt schon sprechen solle oder nicht.

„Ach, das ist wohl eigentlich Sache meines Vormundes?“ fragte sie scheinbar gleichgültig, aber ihre Wangen färbten sich, und die Stimme klang geschärft.

„Noch hast Du keinen Vormund,“ entgegnete er leise lächelnd. „Allerdings vorderhand nicht — Du hast es ja nicht werden wollen.“

„Ah, ist Dir das auch schon hinterbracht worden? — Nun ja, ich habe es entschieden abgelehnt, weil mir alles Zwecklose in der Seele zuwider ist.“

„Zwecklos? — Ach so, dann hat ja die Großmama Recht, wenn sie sagt, Du bedanktest Dich für diesen Posten, weil mein bodenlosen Eigenwillen doch nichts auszurichten sei.“

„Nun, stichhaltig wäre diese Begründung in der That — böse genug bist Du ja!“ Er sah sie schalkhaft von der Seite an. „Indeß, ich würde mich nicht fürchten; ich würde mit diesem bodenlosen Eigenwillen schon fertig werden. Aber ich habe einen anderen Grund, und den sollst Du in der allernächsten Zeit erfahren.“

Sie wurden unterbrochen; ein Tapezierer trat herein. Der Landrath wollte neue Fußteppiche für seinen Vater legen lassen. Nun kam der Mann, um den Fußboden der Zimmer auszumessen, und während Herbert mit ihm verhandelte, schlüpfte Margarete hinaus.

„Ja, Recht hast Du, Zette, 's ist ein wahres Glend!“ sagte Bärbe seufzend zu dem Hausmädchen in dem Augenblick, als Margarete drunten an der offenen Küchentür vorüber nach der Hofstube ging. Die alte Köchin rollte Teig auf dem Mablett aus. „Ja, Sünd' und Schande ist's, daß der Mensch hier im Hause nicht einen Finger rühren darf, um den armen Leuten drüben beizuspringen!“ ereiferte sie sich. „Was wär's denn weiter, wenn ich einen Topf voll Rudelesuppe 'nübertrüge für den alten Mann und das Kind? Aber — daß Gott erdarm! — das wollt' ich nicht probieren! Der in der Schreibstube sitzt Einem ja den Kopf abreißen!“ Sie streute zornig eine Hand voll Mehl über die breite Teigfläche. „Ja, und es muß schelten stehen um die alte Frau, die Aufwärterin hat in aller Frühe wieder Eis vom Brunnen geholt, und den Doktor hab' ich heute schon zweimal kommen sehen — paß auf, Zette, die Frau stirbt! Sie stirbt! Meine Kochtöpfe haben nicht für die liebe, lange Weile den ganzen Vormittag im Ofen geungen, das bedeutet allemal Tod im Hause, allemal!“

24.

Am anderen Tage herrschte viel Humor in der Beklebung. Tapezierer, Tünder und Dienstpöcker kamen und gingen, und Margarete war von früh an viel in Anspruch genommen. Das das war gut; es blieb ihr nicht viel Zeit zum Nachgrübeln, daß ihr ohnehin die Nachtruhe geraubt — sie hatte fast die ganze Nacht mit offenen Augen gelegen, und heftige Stürme waren ihr durch Kopf und Herz gegangen.

In dem rothen Salon sollten die Bilder an ihren alten Platz gehängt werden. . . Zum erstenmal wieder, seitdem die Todtenkerzen im Flurmal gebrannt hatten, schloß Tante Elisabeth den Gang hinter Frau Dorotheens Sterbezimmer auf, und Margarete folgte ihr mit Wüchlichkeit und Federstäuber; sie wollte das Reinigen der Bilder selbst besorgen.

Ein Grauen überlief sie beim Betreten des düsteren Ganges — er war ihr unheimlich, ja, fürchterlich geworden. Das geheimnißvolle Gebahren ihres Vaters an jenem Nachmittage, da er sich in das Zimmer der schönen Dore eingeschlossen, seine räthselhaften Andeutungen in der Sturmnacht — von welcher er gesagt, daß auch sie, nicht die Sonne allein, Verborgenes an den Tag bringe — und der grauenhafte Weg, der sie selbst über diese alten, ächzenden Dielen und den Bodenraum des Pachtbause hinweg an die Leiche des so jäh Hingerastenen geführt hatte, dies Alles beklemmte und erschütterte sie von Neuem.

Sie trat so schein und zaghaft auf, als müßte das Geräusch ihrer Schritte die an den Wänden hingereisten Gestalten erwecken und beleben, und alle Geheimnisse des alten Hauses, die sie ins Grab mitgenommen, würden plötzlich mit ihnen laut werden.

Noch lehnte das Bild der schönen Dore abgewendet in der Schranke, wie der Verstorbene es damals hingeschleudert, der Sturm hatte nicht daran gerührt. . . Doppelt erschütternd und herzbezwingend trat ihr beim Umwenden das schöne Weib aus dem Rahmen entgegen, nachdem sie von so manchem ausdauernden, alltäglichen Frauengesicht den Staub weggeschwipst hatte. Sie kniete vor dem Bilde noch einige Augenblicke und sann, wohl diese mächtigen Augen, der lieblich lächelnde, rothe Mund verschuldet haben mochten, um noch nach hundert Jahren eine solche Erbitterung hervorzurufen, wie sie der Verstorbene in jenem unheimlichen Moment an den Tag gelegt hatte. . .

Drunten aber sagte Friedrich, der Hausknecht, der aus dem rothen Salon gekommen war und einen schenen Blick in den offenen Gang geworfen hatte: „Unser Fräulein kniet jetzt gar vor



Steiferbeilje.  
Nach dem Esqumäde von S. H. H. H. H. H. H.

der mit den Karfunkelsteinen! Wenn sie nur wüßte, was ich weiß! Die Frau muß bei Lebzeiten ein wahrer Satan gewesen sein, daß sie nicht einmal in ihrem Rahmen Ruhe hat. Das gottheillose Bild gehört von Rechts wegen auf den Boden, hinter den Schlot, sag' ich — da kann sie meinetwegen ohne Rahmen 'rumspazieren!'

Aber das Bild kam nicht auf den Hausboden. Margarete hängte es selbst mit Hilfe des Tapeziers an seinen alten Platz. Dann ging sie hinunter in ihre stille Hofstube, um sich ein wenig zu erwärmen.

Sie setzte sich an das Fenster und sah in den beschneiten Hof hinaus. Die Temperatur war etwas milder geworden, hier und da sank ein gelöstes Schneebällchen von den Lindenästen; Finken, Meisen und Spazier tummelten sich auf den für sie hergerichteten Futterplätzen, und auch die Hausstauben kamen herab und halfen die reichlich gestreuten Körner aufspiden.

Aber plötzlich flog die ganze Vogelgesellschaft lärmend auf — es mußte Jemand in den Hof, vom Dachhause herkommen. Margarete bog sich über die Brüstung, und da sah sie den kleinen Max, wie er, die ängstlich suchenden Augen auf die Küchenfenster geheftet, direkt auf das Vorderhaus zu, durch den Schnee stampfte.

Die junge Dame erschraf. Wenn Reinhold den Knaben bemerkt, dann gab es einen Sturm. . . Sie öffnete das Fenster und rief das Kind mit halbunterdrückter Stimme zu sich. Es kam sofort herüber und zog sein Mäuschen, und da sah sie Thränen in den trostigen Augen.

„Die Großmama will umgebettet sein, und der Großpapa kann sie nicht allein heben,“ sagte er hastig. „Die Aufwärterin

ist fortgegangen; ich habe sie überall gesucht und bin in der Stadt herumgelaufen, aber ich kann sie nicht finden. Man haben wir Niemand! Ach, das ist zu schlimm! Und da wollte ich zu der guten Bärbe —“

„Gehe nur und sage dem Großpapa, es würde sofort kommen!“ raunte Margarete hinab und schloß eilig das Fenster.

Der Kleine lief spornreichs heim, und Margarete griff nach ihrem weißen Barock und ging nach der Wohnstube.

Tante Sophie war eben im Begriff auszugehen.

Das junge Mädchen theilte ihr im Fluge mit, daß augenblickliche Hilfe im Dachhause nötig sei, und schließlich sagte sie: „Ich weiß jetzt, wie ich unbemerkt hinüber kommen kann — durch den Gang und über den Bodenraum des Dachhauses! Hast Du den Schlüssel zu der Dachkammer in Verwahrung?“

Die Tante reichte ihr einen neuen Schlüssel vom Hals. „Da Gretel, gehe Du in Gottes Namen!“

Margarete flog die Treppe hinauf, nicht ohne einen ängstlichen Seitenblick nach dem Komptoirfenster zu werfen; aber der Vorhang hing unbeweglich hinter den Scheiben; es war still und menschenleer in dem Hausflur, wie sich vorhin auch kein Geräusch an den Fenstern nach dem Hofe gezeitigt hatte, und drinnen im rothen Salon waren nur noch die Tapezierer beschäftigt, den Teppich zu legen.

Sie suchte durch den Flurhaal und die noch zurückgeschlagenen Thür des Ganges; das neue Schloß der Dachkammerthür war schnell geöffnet, und auf dem ganzen Bodenraum trat ihr kein Hinderniß in den Weg, alle Thüren standen offen, auch die nach der Treppe führende war unvergeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Stil in der Wohnung.

Von Ferdinand Moenarius.

Nach langer Zeit kraftlos magerer Blässe zeigen unsere Wohnungen wieder Form und Farbe, und die Sonne des Schönen blid wieder freundlicher in unser Heim. Das danken wir der Renaissance. Aber in dem Versuch, mit ihr ein unserer Zeit Neues wenig vermittelt einzuführen, lag eine Gefahr. Von tieferem Verständniß des Geistes der alten Kunst kann nur bei Wenigen die Rede sein. Verwechseln wir's uns nicht: sie ist gar oft zur platten Mode geworden. Daß aber was in die Mode gekommen, auch wieder aus der Mode kommt, ist ein alter wahrer Satz.

Heut seien der Umschau darnach, was im zeitgenössischen Geschmack Mode ist und was mehr, einige ruhige Betrachtungen gewidmet. Man spricht jetzt aller Enden von „Stil“ — möge uns der Begriff des Stils Führer bei dem Folgenden sein!

Zunächst aber fragen wir uns einmal ganz allgemein und scheinbar ohne Beziehung darauf: wie soll eine Wohnung beschaffen sein?

Zweckmäßig! Das ist die Hauptsache, denn entspricht sie dem Zwecke nicht, bewohnt zu werden, so ist sie eben keine Wohnung, und entspricht sie ihm schlecht, so ist sie eine schlechte. Zur guten gehört, daß sie gesund sei. Sie braucht Wärme, Licht, Luft, nicht zu viel und nicht zu wenig, sondern angemessen dem Ort, auf dem sie steht, den Bewohnern, die drin wohnen, und ihren Bedürfnissen. Eine lustige Säulenhalle, die der Sonne Hitze mildern soll, kann zweckmäßig im Süden und unzweckmäßig im Norden sein. Die Wohnung soll auch den geistigen Verhältnissen genügen, unter denen wir leben, unsern Sitten und Anschauungen — auch das gehört zur Zweckmäßigkeit! Ein Römerhaus, das weltabgeschlossen in sich hineinzieht, können wir nicht brauchen, denn unsere heutige Häuslichkeit trennt sich minder vom Leben draußen. Manches Material früherer Zeiten entspricht heute seinem Zwecke schlecht, weil es zu theuer geworden — das giebt uns ein Minus in der Rechnung. Die moderne Technik, die modernen Verkehrsmittel setzen ihm ein gewaltiges Plus entgegen, das zu Gunsten eines alten Stils zu ignoriren das Pfund vergraben hieße, mit dem wir wuchern sollten.

Nun aber kommen wir weiter: die Zweckmäßigkeit thut's nicht allein. Nur Vermittlichkeit — materielle oder geistige — begnügt sich damit, Stühle zu haben, auf denen sich sitzen, Tische, auf

denen sich schreiben läßt, wie sie sonst auch sein mögen, nur mit jenem bloßen „Praktisch Sein“, das doch ein Gerath zu sein und nimmer entbehren darf. Und daß wir uns nicht damit begnügen, hat einen in unserem Innersten wurzelnden Grund: den Drang des Menschen, Alles, was er sieht, zu beleben.

Der Wilde legt in die todte und grünende Natur überallhin Seele: seine Religion und sein Aberglauben, seine Märchen und Sagen, seine Gebräuche sind Zeugen dafür. Aber auch der höher Entwickelte läßt sich von Wald und Flur anheimeln und an fremden, und nicht minder von Haus und Hof, Geschier und Gerath, wenn er künstlerisch empfindet, und bewußt oder unbewußt dichtet auch er Seele in Alles, was ihn umgiebt. Indem er bildet, kann er das auf zweierlei Art. Entweder er wandelt den Stoff, um ein draußen oder im eigenen Kopfe Geschicktes ohne anderen Zweck darzustellen, als den, eben ein Bild zu schaffen. Oder er formt aus dem Stoffe einen Gegenstand heraus, der einem bestimmten Gebrauche dienen soll, und sucht ihn so zu gestalten, daß er eben dies Dienen in seiner Form anspricht. Im ersten Falle — beim Werke der reinen Kunst — vertritt der Stoff nur Schauen, Fühlen und Denken des Künstlers; im zweiten — beim Produkt des Gewerbes — soll der Gegenstand von sich selber sprechen und in seiner Erscheinung sagen: aus diesem Stoffe besteh' ich und diesem Zwecke dien' ich.

Ein Gerath aber, das unserem Auge sagt, was es ist und was es soll, hat Seele, Leben und Sinn — hat Stil!

Wir wollen beim Metallgefäß die Eigenschaften des Metalls aus der Form erkennen, seine Kraft, Härte, Zähigkeit, beim Glasgebilde die Sprödigkeit, doch auch die schmiegsame Grazie und Dehnbarkeit und Durchsichtigkeit des Glases. So darf die Form nicht wider die Natur des Stoffes sein: ein Dreifuß von Erz mag seine Füße biegen, ein Stuhl massiven Holzes darf es nicht, denn dessen Fasern laufen gerade, ein Stuhl aus Zweigen darf es, denn Zweige biegen sich. Ein Stuhl soll ferner sich behaglich öffnen, als läß' er uns ein zum Niedersitzen, denn dann spricht seine Form den Zweck aus; ein Tisch soll auf seinen Füßen stehen, als sag' er uns: belaste mich nur, ich breche nicht; ein Schrank soll kraftvoll verschließen, als wollt' er sagen: vertran' mir Dein Gut, ich berg' es sicher. Das Faß soll uns in seiner Formerscheinung schon andeuten, daß es seinen Inhalt

ausbewahrt, die kannte, daß sie ihn ausgießen will, das Weinglas, daß es dem Schürfen des Nebenjaßtes, das Bierglas, daß es dem reichlicheren Trinken derberen Stoffes dient.

Thun sie das, so sind diese Dinge stilgemäß, und was ihre Form sagt, ist wahr.

Stillos dagegen ist das Gefäß, das aus Thon besteht und doch in seiner Form den Charakter des Glases zeigt, oder aus Glas und doch die Form nachahmt, die der Natur des Thons entspricht. Stillos ist eine Porcellanschale, die nach Form und Farbe Holz nachmacht oder Korbgewebe, stillos ein goldenes Armband, das einem in Gold verzauberten Lederriemen gleicht. Alle solche Dinge geben vor, etwas zu sein, was sie nicht sind — sie liegen. Am läppischsten aber liegen im Kunstgewerbe jene Produkte, deren Schöpfer sich womöglich einbilden, es am wenigsten zu thun: die sogenannten „naturalistischen“. Da sehen wir eine Schale aus Porcellan — aber nein, es ist ein riesiges Baumblatt, auf jedes Rippen und Riefchen genau nachgebildet. Aber das Ding soll doch nun einmal nicht die Nachbildung eines Blattes sein, sondern eine, zum bestimmten Gebrauch dienende, Schale. Es als solche auszubilden, forderte deshalb gerade die Natur der Sache, nicht aber über der Nachahmung eines fremden das eigene Wesen des Gegenstandes zu vergeffen.

Doch nicht nur das Ganze soll sagen, was es ist und will, auch seine Theile sollen es. Haben wir eine Lampe vor uns, so wollen wir nicht nur aus ihrer Form als Ganzem ersehen, daß sie eine Lampe ist, nicht etwa — wie das freilich noch immer bei den meisten der Fall scheint — eine zum Brennen zugerichtete Röhre oder gar einen Krug. Wir wollen auch deutlich den Fuß als Fuß zum Stehen bestimmten Fuß erkennen, den Griff als Griff, den Ballon als Ballon, den Brenner als Brenner.

Und auch der Schmuck muß unserer Forderung genügen, um wahrhaft stil- und somit stangemäß zu werden. Ein Tischfuß, der als Kopf geschnitten, ist ein Unsin, denn auf dem Kopfe steht nur der Narr. Ein Bild, das einen Teller ununterbrochen überzieht, ist stillos, weil es die Bedeutung des Randes am Geschirre verweist: ein Ornament, das eben diesen Rand begleitet, stilkrein, weil es ihn hervorhebt als den Theil, der von der Speise freibleiben soll.

Nie darf dabei vergessen werden, welches unser Material. Soll Schmuck und Geschmücktes zur Einheit verschmelzen, so muß auch der Schmuck mit des Gefäßes Stoff verwandt erscheinen. Was bietet uns zum Ornament reichere und schönere Vorbilder, als Pflanzen- und Thierwelt? Aber nur so dürfen wir sie verwenden, daß wir den Typus, der in ihnen liegt, vom Stoff der Natur auf unsern Stoff übertragen, indem wir z. B. dem Typus des in Gold übertragenen Pflanzenbildes den Charakter zu geben suchen, der dem goldenen Metalle eigen. Auch dieses „Stilkreisen der Natur“ ist nur eine Forderung innerer Wahrheit.

Der Widerspruch zwischen Form und Inhalt kann zwar in einigen Fällen künstlerisch berechtigt sein: dann, wenn er wichtig ist. Aber alsdann will er auch nicht lägen; im Kontraste tritt

er vielmehr gerade scharf hervor und weist darauf hin — und darin liegt ja eben der Witz — daß er nicht das ist, was er zu sein vorgiebt. Für witzig in solcher Art mögen zur Noth die jetzt so beliebten Biertrüge in Gestalt eines Mönchs hingehen, aus dessen Schmeerbauch man trinkt; wemgleich der „Witz“ dabei jedenfalls weder fein noch geistreich ist. Ist's aber witzig, wenn ein Aschenbecher die Gestalt eines Menschengesichts in vertiefter Arbeit zeigt? Und doch kenn' ich einen, der nicht etwa eine architektonische Maske, der ein lebhaftig ähnliches Portrait eines berühmten Mannes darstellt, dem sein Verehrer mittelst Aständens der Cigarre aufs Angesicht seine Huldigung darzubringen glaubt. Ist das viel besser, als die schönen Taschentücher von ehedem, mit welchen sich der patriotische Bürger ehrfürchtig in seines Landesherrn aufgedrucktes Bildniß schmückte? Doch selbst ein Gefäß, das eine wirklich witzige Idee zum Ausdruck bringt, erregt durch den häufigen Anblick im täglichen Gebrauche leicht Ueberdruß. Wir werden eben schließlich auch des guten Witzes satt, wird er durch fettes Wiedererzählen abgehört.

Mit unseren Betrachtungen über den Stil haben wir schon einige Blicke ins Mode-Unglück geworfen. Der antike, gothische, Renaissance-, der „altdentsche“ Stil spukt jetzt in allen Geprägchen — vom Stil schlechthin wissen die Wenigsten etwas. Und doch kommt alles in erster Linie auf ihn an, denn der Stil schuf sich die Stile. Und das ging so zu.

Die Verhältnisse, die über einem Volk in bestimmtem Zeitalter walten, gestalten sich ihre eigene Formensprache nicht minder, als ihre eigene Wortsprache. Die Durchgeistigung eines Gegenstandes, daß er zu uns von seinem Sein und Sollen spricht — der Stil im allgemeinen Sinne — ward von allen natürlich empfindenden Kunstvollkern aller Zeiten erstrebt, aber jedes wollte ihn zu sich sprechen sehen in der gerade ihm vertrauten Formensprache. Die antike Welt mit ihrem Schönheitsfinn, mit ihrer heitern Vielgötterei, mit ihrem ganz andersartigen Leben als dem unseren, lehrte die kleine Welt ihrer Umgebung so zu reden, wie sie am liebsten sie sprechen hörte; das gothische Mittelalter, dessen ganzes Sein unter dem Banne kirchlicher Frömmigkeit athmete, wollte in seiner Formensprache auch dann religiöse Anklänge nicht missen, wenn nur vom Leben der Häuslichkeit zu erzählen war; die Renaissance mit ihrer Schönheitsfreude, ihrem versteckten Heidenthum, ihrer glühenden Bewunderung der Alten ließ wiederum Alles, was sie befehlte, in ihrem eigenen, durch alles das beeinflussten Idiom reden. Aber immer, wo wir echten Stil finden, war nur die Sprache verschieden, in der gesprochen wurde, nur die Formen des Ausdrucks wechselten nach dem Geiste der Zeit: das, was ein Geräth sagte, war stets dasselbe: dies bin ich und dies soll ich!

So liegt denn dort die Achillesferse unseres heutigen Kunstgewerbes, wo es dies Allgemeine vergißt, wo es die historischen Stile pflegt, ohne den großen einen Stil, wo es die Söhne verheimelt, ohne sich viel um den Vater zu kümmern.

(Schluß folgt.)

## „Die Gesellschaft der Waisenfrennde.“

Am 15. März 1884 wurde in Leipzig der Verein gegründet, welcher den obigen Namen annahm und dessen Programm wir in demselben Jahrgang der „Gartenlaube“ S. 323 unseren Lesern mitgetheilt haben.

Der Gedanke, welcher die Gründung dieser Gesellschaft ins Leben rief, spricht von selbst zum Herzen jedes Kinder- und jedes Solesfreundes, und wir haben in dem Vertrauen auf die Wirksamkeit desselben uns nicht getäuscht; dennoch aber halten wir, nach den in dieser Zeit gesammelten Erfahrungen, die erneute Erinnerung an das Unternehmen und eine lebhaftere Nachhilfe für dasselbe durch die Presse für notwendig und verbinden diese heute mit der Einladung zur ersten Generalversammlung des Vereins.\*

Der Gedanke brachte nichts Neues auf die Welt; für die Annahme an Kindesstatt (Adoption) bestehen längst gesetzliche Bestimmungen. Was neu an der Sache ist, gehört dem Bestreben der Gegenwart an: Dem, was früher vereinzelt geschah, durch

\* Diefelbe soll am 10. Mai 11 Uhr im Saale der Loge „Apollo“ zu Leipzig stattfinden.

gesellschaftliche Thätigkeit größere Verbreitung zu verschaffen. — Unsere Zeit hat neben ihrem strahlenden Licht auch die entsprechenden Schatten, und hier nimmt die Verrohung, welche man in gewissen Schichten der Bevölkerung zu beklagen hat, eine wichtige Stelle ein. Sie lenkt von selbst den Blick auf die Kinder der Armuth und wirft die Frage auf: Wie ist da zu helfen? Die Wahrnehmung ist so allgemein, daß sie längst die öffentliche Sorge in Anspruch nimmt und daß die verschiedensten Mittel angewandt werden, dem Unheil Einhalt zu thun und für seine Beseitigung zu wirken. Auch das Bestreben der „Waisenfrennde“ will nicht mehr und nicht weniger, als dazu ein Mittel in kräftigere Thätigkeit versetzen, als bisher geschah, ausgehend von der Ueberzeugung, daß durch Aufnahme in wohlhabende Familien Tausende von armen, verlassenen Kindern vor dem Versinken in Verkommenheit und Entartung gerettet werden könnten.

Man wird uns einwenden, daß vom Staat und von den Gemeinden durch Waisenhäuser für den bellagenswerthesten Theil der Kinder gesorgt werde. Wir wollen kein Wort gegen das Walten guter Waisenhäuser einwenden, obwohl wir die Erziehung

eines Kindes in einer guten Familie der im besten Waisenhause vorziehen. Wo aber keine Waisenhäuser bestehen? Da kommen die armen Waisen freilich auch in die Familien, aber wie? In einem sächsischen Blatte lasen wir folgende dorfsbrüderliche Anzeige: „Nächstkommenden Sonntag Nachmittags drei Uhr sollen im Gebirg zwei elternlose Kinder, ein Knabe von sieben und ein Mädchen von zehn Jahren, nach Mindestforderung in Erziehung gegeben werden.“ Die Redaktion der betreffenden Zeitung machte die Bemerkung dazu: „Welche Eindrücke muß dadurch die Seele dieser Kinder für das spätere Leben davontragen?“

Die Gleichgültigkeit, mit welcher man schon halbverkommene Bettelkinder an sich vorüberlaufen läßt, rächt sich durch die gesteigerten Gefahren, die aus der Entfittlichung der Armuth erwachsen. — Davor kann nur wahrer, das heißt werththätiger Menschensliebe uns retten. Und wie leicht und reich wäre geholfen, wenn es recht viele solcher Mütter gäbe, wie ich eine genannt und von der ich das Folgende erzählen will.

In einem thüringischen Städtchen sah man vor dem Hause einer wohlhabenden Familie täglich ein armes Kind, einen Knaben von etwa vier Jahren, betteln. Er kam bei jeder Witterung, in Sturm und Regen wie im Sonnenschein. An einem Spätherbst-Nachmittag jammerte der Kleine ganz erbärmlich: er habe noch nichts erbettelt und er bekomme Schläge, wenn er nichts heimbringe. Da ließ die Frau des Hauses den Knaben vor sich führen. Sie hatte jaust ihre fünf Kinder gebadet, das kleinste war eben aus der Wanne gehoben. Der arme Junge harcte vor Schmutz an den Kleidern wie an Händen und Gesicht und bot einen widerlichen Anblick. Das ging der Frau erst recht zu Herzen. Rasch ließ sie ihn entkleiden und steckte ihn in die Wanne, während alte Kleider von ihrem gleichaltrigen Schuchen zusammen gesucht wurden, denn die Kleiderseken des Jungen mußte man auf den Dingerhaufen werfen. Und als er nun von der Kruste von Schmutz befreit und frisch angekleidet war, stand ein wunderhübsches Bübchen da! Mit Staunen und Jauchzen begrüßten die Kinder das neue Brüderle, zogen es sofort in ihren Kreis, theilten mit ihm ihr Vesperbrot und ihr Spielzeug, und alle waren glücklich, am glücklichsten der Knabe, der zum ersten Male in seinem Leben fühlte, wie Liebe thut. Als aber der Abend kam und das gute „Brüderle“ heimgehen sollte, brach ein allgemeiner Jammer los. Das arme Kind schluchzte: „Wenn ich heim komme, nehmen sie mir die schönen Kleider, ich muß meine alten wieder holen, und Liebe krieg' ich doch.“ Was war da zu machen? Der Knabe blieb, — und seine Eltern gaben das gern zu; „hätten sie doch so einen Fresser weniger,“ sagten sie.

Das ist ein Beispiel von dem Glücke eines Kindes der Armuth. Siebt es nicht Hunderttausende von Familien, die wohl noch leichter, als diese Mutter, ein armes Kind zu sich nehmen könnten? Mit jedem geretteten Kinde würde für die menschliche Gesellschaft und das Gedeihen des Vaterlandes eine Gefahr beseitigt und eine Hilfe gewonnen sein.

Unser Verein wendet seine Bitten aber vorzugsweise an kinderlose Ehepaare und beschränkt seine Sorge auf die elternlosen Kinder, auf die Waisen. — Wenn wir nun die Wahrnehmung machen, daß von den vielen kinderlosen Ehegatten verhältnißmäßig doch nur eine geringe Zahl sich zur Annahme einer Waise an Kindesstatt entschließt, so dürfen wir dies nicht dem Mangel an gutem Willen zur Last legen. Die Hauptursache ist, daß sie den Werth eines Kindes nicht zu schätzen wissen. Gegen diese Ursache können uns aber nur die glücklichen Mütter zu Hilfe kommen; nur sie sind im Stande, kinderlosen Frauen die rechte Schilderung zu geben von den tausend Freuden, welche das ausblühende Leben eines Kindes in unserm Herzen erweckt. Und wenn es der Mutterliebe naturgemäß auch leichter wird, die vielen Mühen der Pflege zu tragen, als dem Weibe einem angenommenen Kinde gegenüber, so haben wir doch Beispiele zu verzeichnen, wo edle Frauen Kinder im Alter von wenigen Monaten an sich nahmen und in kurzer Zeit sich so innig an das junge hilflose Wesen gefesselt fühlten, daß sie bei dem ersten Lallen, dem ersten Lächeln, dem ersten Aufbrechen der Knospe des Geistes im Kinde alle Mühen vergaßen und alle schlaflosen Nächte, daß sie glücklich wurden in dem Besitze eines Kindes. — Und daß diese Liebe echt sein kann, daß sie zu wahrer Elternliebe sich ausbildet, das haben wir auch an einem Trauerfall erfahren: wir hatten zwei Todesfälle zu be-

klagen, zwei schon ältere der angenommenen Waisen starben, die Briefe der Pflege-Eltern drückten einen so tiefen Schmerz aus, wie er beim Verluste lieblicher Kinder nicht bitterer empfunden werden kann. Auch sie gehörten zu denen, welche den Wert eines Kindes erkannt hatten.

Was unsere Gesellschaft auf dem Gebiet der Waisenversorgung bisher geleistet, darüber werden in der Generalversammlung, deren Ort und Zeit oben angegeben ist, unser Geschäftsführer, Herr Schuldirector Karl Otto Mehner in Burgstädt bei Chemnitz, unser Kassirer, Herr Direktor emeritus K. Glob. Dieckmann (bei welchem gegen Einzahlung von drei Mark die Mitgliedschaft des Vereins zu beziehen sind) Bericht erstatten. Einen Einblick der Gründung unserer Gesellschaft darf ich jedoch nicht verschweigen.

Aus Wien erhielt ich Programm und Statuten eines Vereins zugesandt, dessen „Bitte zum Beitritt“ folgendes ausspricht:

„In Leipzig hat sich jüngst — veranlaßt durch ein Gebot in der ‚Gartenlaube‘ des Inhalts, wie traurig Weihnachten zu sein Kind im Haus — eine Gesellschaft von Waisenfreunden gebildet, die den Zweck hat, Waisenkinder zunächst in kinderlosen Familien unterzubringen. Ein solcher Verein ist hiermit auch in Wien und zwar mit dem Rechte der Ausbreitung auf ganz Oesterreich ins Leben getreten. Die Begründer desselben sind sich im Vorhinein bewußt, damit einen neuen Baustein in das sociale Gebäude der allgemeinen Wohlfahrt einzufügen und der Zustimmung aller Wohlwollenden gewiß zu sein.“

Diese Schwesterstiftung der unsrigen nennt sich „Kinderasylverein ‚Waisenhof‘“ und der Präsident ihres Vorstandes ist Herr Engelbert Kessler, Vorstand für Spars-, Vorsorge- und Genossenschaftswesen des I. allgemeinen Beamtenvereins, in Wien IX., Kolingasse 15.

Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, über diese Wiener Stiftung uns nur zu freuen. In der Annahme, daß von den zahlreichen Freunden und Lesern der ‚Gartenlaube‘ in Oesterreich noch manchem die Schriftstücke des „Kinderasylvereins“ noch nicht zugegangen, theilen wir das Wesentlichste für die Verbreitung desselben mit. Außer der Versorgung von Waisen aller Stände in dazu befähigten Familien, namentlich den kinderlosen, bewegt der Verein die Gründung von Waisenanstalten zum Behuf der Versorgung von Waisenkindern in eigener Regie, sowie die Bildung eines Hilfsfonds zur Unterstützung unbemittelter Waisen von Fall zu Fall. Das Wirkungsgebiet desselben sind die in Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, ohne Rücksicht auf die Konfession. Die Verpflichtung der Mitglieder des Vereins ist dieselbe wie bei den unsrigen: Auffuchung von verlassenen Waisen und von Familien, welche sich derselben annehmen wollen, und Meldung darüber an den Vorstand. Eigenthümlich und praktisch ist die Bestimmung über die Beiträge zu den Vereinsmitteln. Sie zerfallen in vier Klassen: 1) Beitrag als Stifter: 50 Gulden ein für allemal oder 5 Gulden jährlich, 2) Beitrag als Mitglied: 50 Kreuzer jährlich, 3) Unterstütztes Mitglied: Zahlung nach Belieben, 4) Spenden, einmalige Gaben. Die drei letzteren Beitragsarten sind, nach der Absicht der Gründer, besonders geeignet, die Theilnahme am Verein in der Masse der Bevölkerung Wurzel schlagen zu lassen. Die Sendungen geschehen an die Adresse, die wir deshalb oben angegeben haben.

Auch die mahnende Bitte des Kinderasylvereins-Vorstandes an seine Landsleute dürfen wir an die unsrigen richten: „Der Fortschritt der Menschheit erfordert es, daß die Gesellschaft nicht stehen bleibe in ihrer Entwicklung und in Zeiten der Noth und des Kammers vor allem ihren Nachwuchs nicht verkommen lasse. Sache des Staats und der Gemeinde mag es sein, das Werk der humanen Pflege kraft ihrer Mittel zu vollenden, wozu die Gesellschaft in richtiger Erkenntniß des Bedürfnisses durch humanitäre Selbsthilfe pionierartig die Wege gezeichnet, auf denen eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse und Zustände angebahnt werden kann und muß. Niemand entschlage sich dieser Mitwirkung, es ist ein Gebot der Nächstenliebe, eine Ehrenpflicht der Menschlichkeit, wozu an dem täglichen Erlösungswerte Aller!“

Möge diese Bitte von dem Volke in Deutschland wie in Oesterreich, mit welchem wir doch in Allem, was deutsch und brav ist, treu zusammenstehen, recht warm beherzigt werden! Es giebt nichts Lohnenderes auf Erden, als aus verlassenen Kindern gute Menschen zu erziehen.

Friedrich Hofmann.



## Unter der Ehrenpforte.

Von Sophie Jungkans.

(Fortsetzung.)

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als in der Arbeitsstube des Bürgermeisters dieser und der alte Kälwetter zusammen saßen. Sie hatten Geschäfte verhandelt, denn Herr Peter Kälwetter hatte eine Lieferung leichten scharlachenen Tuches zum Ausschlagen der Gerüste für die Stadtmusik neben der Ehrenpforte in der Schloßgasse. Die Sache ging eigentlich das Oberhaupt der Bürgererschaft nichts an, sondern gehörte in den amtlichen Bereich des Stadtkämmerers. Aber Herr Kälwetter nahm durchaus keinen Anstand, auf die Verwandtschaft pochend, seinen Herrn Betier, den Bürgermeister selber, mit allen Einzelheiten des Geschäftes zu debellieren, weil er natürlich für den ausbedungenen Preis sich nicht wehe thun, sondern möglichst leichte Waare liefern wollte.

Das Geschäft war beendet; Doktor Liedemars hatte mit seinem feinen Lächeln dem Gevatter noch zu guter Letzt anempfohlen, daß das Tuch aber wenigstens von Mittag bis Abend halten müsse, und Peter Kälwetter den bürgermeisterlichen Witz gebührend belacht. Er war aufgestanden und am Hinansgehen, da wendete er sich noch einmal um und sagte, auch mit seinem trockenen, wiedernden Lachen:

„Was ich noch sagen wollte — es hat da zwischen dem Georg und der Rosine, dem Wänselchen und dem Wänsler, gehen einen kleinen Spahn gefiebt. Beshalb? Je nun, Euer Leichtfuß scheint am unrechten Orte seine Weide gesucht zu haben, und die Rosine ist dahinter gekommen. Pah, nicht der Rede werth — unjereins ist ja auch kein Mönch gewesen, nicht wahr? Nun, mein Mädchen ist auch vernünftig und will ihm nichts nachtragen. Aber wär's nicht doch gut, wir machten nun bald die Sache fest? Gleich nach dem Einzug, nicht wahr? Dann hört das Herumvigiliren des Darschen, was Euch ja auch nur Euer gutes Geld kostet, von selber auf.“

„Ich werde heute noch mit dem Georg reden,“ sagte Doktor Liedemars gehalten; die Nachricht über seinen Sohn schien ihm nicht sonderlich gefallen zu haben. „Und dann — laßt mir nur Zeit bis nach dem Einzug, Gevatter, dann mögen Verirpruch und

Hochzeit so nahe, wie es nur statthaft ist, auf einander folgen. Die Weiber sind ja ohnedies mit Allem längst bereit.“

Herr Peter empfahl sich und rieb sich draußen zufrieden die Hände. „Wo steckt denn der Georg, Frau Gevatterin? Daß man den doch einmal zu sehen kriegt, wenn man hier ins Haus kommt!“

rief er, als er an der Küche vorüberkam, der drinnen wirthschaftenden Bürgermeisterin zu. Der sitze heute den ganzen Tag in seiner Stube über den Büchern, rief ihm die Frau hinaus.

„Ueber den Büchern? den ganzen Tag? so?“ meckerte der Alte vor sich hin. „Nun, ich lasse ihm meine Empfehlung machen, dem jungen Herrn!“ damit trölte er sich nickend und die Hände reibend hinans.

Der Bürgermeister hatte sich nach dem Weggange des Gevatters wieder an die Amtsgeschäfte begeben, aber es war eine leichte Wolke auf seiner Stirn geblieben, und als gegen Abend Georg bei ihm eintrat, blickte er dem Sohne mit einer gewissen Zufriedenheit zwar, daß jene Angelegenheit nunmehr zur Erledigung kommen sollte, aber doch etwas ernster als sonst entgegen.

„Habt Ihr Mufe mich anzuhören, Vater, in einer Sache, deren Aufschub ich nicht länger auf mich nehmen möchte?“ begann Georg.

Der Alte neigte langsam das große Haupt, und deutete, indem er seinen Sessel

etwas vom Schreibtisch fortückte, auf den noch in der Nähe stehenden Stuhl, auf welchem vorhin Herr Kälwetter geessen hatte... „Es trifft sich, daß auch ich etwas mit Dir zu besprechen habe... ich wollte Dich gerade rufen lassen,“ sagte er dabei.

Georg blickte rasch auf, in einiger Betroffenheit über den Ton des Vaters, und suchte dabei in dem klugen Gesicht desselben zu lesen. „Der alte Kälwetter war hier, Vater... hatte er ein besonderes Anliegen an Euch?“

„Ja,“ sagte der Bürgermeister trocken. „Er beklagte sich über Dich und bat mich, den Termin Euerer, das heißt Deiner und Rosinens, Hochzeit zu beschleunigen, was ich ihm auch zugesagt habe.“

Es ging wie eine Flamme über das Gesicht des jungen Mannes, aber er schwieg noch, presste sogar die Lippen fester auf



„Nun, bei Gott! Einen schlimmeren Streich hätte uns Dein vermeintlicher Leichtsin nicht spielen können.“ (S. 282.)

einander, während er die Arme über der Brust kreuzte. Der Sturm war also im Anzuge, mochte er kommen . . . jetzt hieß es, ihm die Stirn bieten.

Der Bürgermeister betrachtete seinen Sohn aufmerksam und begann dann in einem Tone, der viel milder war, als ihn Georg zu hören erwartet hatte:

„Ich gedente Dir hier keine Lektion, wie einem Schulknaben, zu lesen, Georg. Aber eines will ich Dir nicht verhalten. Gerade weil Du nun drei Jahre hindurch Deine volle Freiheit gehabt hast, hätte ich nimmermehr zu hören erwartet, daß Du Dir hier in Deiner Vaterstadt, in der Du nun bald als einer der ersten Bürger sitzen sollst, noch jetzt einen übeln Lemmund machen werdest und dem armen Ding, der Kosine, Grund zur Klage geben!“

Es blieb nicht unbemerkt von dem Doktor, daß bei den Worten, mit denen er Kosinens erwähnte, ein verächtlicher Zug um die Lippen seines Sohnes zuckte.

„Sprich,“ sagte er jetzt, um einen Schatten weniger gelassen, als er es bisher war; „ist es eine Kinderei von dem Mädchen, oder hast Du ihr in der That ein Recht gegeben, eifersüchtig zu sein?“

„Ja, Vater, allerdings: das beste Recht, den besten Grund von der Welt,“ war die Erwiderung des Sohnes, indem er die Augen zu dem Alten erhob und ihn fest ansah.

Der Doktor fuhr nun doch in die Höhe. Die Armlehnen seines Sessels mit beiden Händen haltend beugte er sich vor. „Was steckt hinter dieser wunderlichen Antwort, Georg? Beliebt es zu reden?“ rief er scharf.

Die Bürgermeisterin, die in der Nebenstube das Abendbrot herzutrug, hatte sich schon eine Weile geängstigt, was die Beiden nun wieder hinter verschlossenen Thüren zu stecken hätten. Sie ging öfter an dieser Thür vorbei, als eben nöthig gewesen wäre, und ärgerte sich, daß hinter den dicken Eichenholzpanelen derselben bis jetzt nur ein undeutliches Stimmengemurmel hervorbrang. Jetzt aber fuhr sie ordentlich zusammen. Sie hatte einen zornigen Ausruf ihres Mannes gehört und zugleich ein Geräusch, als wenn einer der massiven Stühle drinnen heftig zur Seite geschleudert würde. Das war in dem Augenblicke gewesen, als drinnen über die Lippen Georg's zum ersten Male der Name der Tochter des Lukas Vanderport gegangen war.

Der Doktor war aufgefahren, wie es dem Manne von erprobter Selbstbeherrschung selten begegnete. „Nun bei Gott!“ rief er, „einen schlimmeren Streich hätte uns Dein vermessener Leichtsin nicht spielen können. Ich ebne den Leuten hier die Wege, wo und wie ich nur kann . . . sie blicken auf mich als ihren stärksten Beistand — durch mich sind sie hergekommen, ich bin dem Landgrafen für sie verantwortlich . . . und nun wird dem Hause des Mannes, dem die ganze Gemeinde anhängt, die schändeste Unbill zugefügt . . . und durch wen — durch mein eigen Fleisch und Blut, durch den Sohn des Bürgermeisters selber!“

Wie um seiner Erregung Herr zu werden, war der Doktor heftig im Gemache auf und abgeschritten; er blieb stehen, als Georg begann:

„Ihr irrt, Vater. Noch ist die Ehre der Weberstochter durch mich nicht gekränkt . . . die ist bei ihr selber in guter Hut. Ich denke ehrlich um sie zu werden . . . lassen kann ich nicht von ihr, noch sie von mir, und sie wird mein Weib — sie oder keine.“

Diesmal erfolgte kein lauter Zornesausbruch des Bürgermeisters, aber das volle, scharfe Gesicht veränderte die Farbe und gewann einen Ausdruck, wie ihn Georg noch nie gesehen hatte. „Ich glaube, Du träumst, Bursch!“ sagte der alte Herr eiskalt. „Seit Jahren haben die Kälwetter's unser Wort, und wie ich Dir vorhin sagte: sobald der Einzug der Herrschaft und die Festlichkeiten vorüber sind, wird zwischen Euch Verspruch und Hochzeit gehalten.“

Auch Georg war scheinbar ruhig geblieben, nur daß er die Arme fest über der arbeitenden Brust kreuzte. „So glaubt Ihr mich zwingen zu können, Vater?“ sagte er, „zwingen, ein Wort einzulösen, welches ohne mich gegeben wurde, dem ich als gedankenloser, keines bindenden Entschlusses fähiger Knabe mich anbequem haben mag, und welches auch von Euch, je nach Eurer Laune, einmal ernst genommen zu werden schien, dann aber auch wieder leicht, wie ein kindischer Scherz! Ich aber sage Euch, mit allem schuldigen Respekt, Vater, doch kraft der festen Entschlichung des

Mannes, zu der ich, bei Gott, jetzt ein Recht habe: jenes Mädchen, die Kosine Kälwetter, heirath' ich nimmermehr!“ —

„Georg! . . .“ die Stimme des Alten donnerte durch des Gemach, so daß die Bürgermeisterin in der Nebenstube zusammenfuhr und sich dann kopfschüttelnd auf den nächsten Stuhl niederließ. Auch der Sohn war bleich geworden, aber dem scharfen Blick des Bürgermeisters entging nicht, daß er keineswegs nachgiebig ausah; vielmehr sah ihn zwischen den Brauen jene Falt eines hartnäckigen Entschlusses, welche man schon dann und wann an dem Knaben gesehen hatte, und welche dann immer als Vorzeichen einer Niederlage derer, die anders wollten, als er, gelten konnte.

Der Bürgermeister hatte viel vom Diplomaten; er entzog gedankenschnell, daß es nicht gerathen sein würde, den starken Willen in dem jungen Kopf da gegen sich zu waffnen. Weit ruhiger, als man nach seinem letzten Ausruf hätte erwarten sollen, begann er nach kurzer Pause:

„Du warst im Irrthum, mein Sohn, wenn Du jenes Nebenkommen zwischen den Kälwetter's und uns, nach welchem die beiden Häuser sich durch Euch verschwägern sollten, allzu leicht genommen hast. Muß ich Dich daran erinnern: demselben wohnt jene bindende Kraft bei, die dem Worte eines Ehrenmannes in der gestifteten Gemeinschaft eigen ist und ihm den Werth eines Eides verleiht! Willst Du mich vor meinen Mitbürgern zum werblichen Lügner machen?“

Der kluge Herr war in ein gewisses Pathos verfallen, welches bei ihm nur sehr selten zur Anwendung kam. Aber er überdachte das Ziel; er vergaß, daß er in seinem Sohne ebenfalls einen Juristen vor sich hatte. „Da sei Gott vor,“ erwiderte Georg auf jene letzten Worte ziemlich kühl. „Aber es bleibt ein Ausruf, lieber Vater: beide Theile können von einem eingegangenen Vertrag zugleich und freiwillig zurücktreten. Der alte Kälwetter kam, wenn er Alles erfährt, nicht umhin, Dir gegenüber von seinen Worte zurückzutreten.“

Der Doktor biß sich auf die Lippen . . . „Er wird sich schwer dazu verstehen, Georg,“ sagte er und fuhr dann mit einem Anflug von Wärme fort: „Sie hängen an Dir, wie ich und Deine Mutter uns an das Mädchen wie an eine Tochter gewöhnt haben. Hör auf die Stimme der Erfahrung, der Klugheit, Georg . . . beschwöre keine endlose Reihe von Widerwärtigkeiten über uns alle herauf durch eine flüchtige Laune! Kosine ist ein Mädchen wie für Dich geschaffen . . . den Augen wohlgefällig, nicht klüger als nöthig . . . und daß sie Geld und Gut mitbringt, ist waltlich nicht zu unterschätzen . . . auch sichert es ihr, wie es Dir zu Statten kommt, das nöthige Ansehen in der Stadt sowohl wie auch in eignen Hause —“

„Um Gottes willen, Vater!“ rief Georg schmerzlich aus, als der Bürgermeister sich hier unterbrach — „redet mir nicht länger von Kosinen! Was sie ist, was sich unter dem Tamborgesieder verbirgt, das hab' ich längst erfahren . . . aber gleich viel, preißt sie mit Menschen- und mit Engelnungen denen, die nach ihr und nach ihren Truben fragen! Muß ich es wiederholen! für mich giebt es nur noch ein Weib . . . sie, die ich Euch nannte, die Tochter des Mannes, dem auch Ihr Eure Achtung nicht versagt . . .“

Er war mit einem Male ganz nahe an den Vater herangetreten, und dieser blickte nunmehr betroffen in das Gesicht des Sohnes und hörte auf das Beben tiefster Erregung in der unterdrückten Stimme, mit der jetzt die Worte kamen: „ich liebe Hilden Vanderport . . . hört Ihr, Vater, ich liebe sie und will und kann nicht ohne sie leben. Vielleicht wißt Ihr nicht, was das heißt, denn ich selber habe es vor wenigen Wochen noch nicht gewußt.“

Der alte Herr hatte inzwischen seine Ueberraschung schon bemeistert, und als er jetzt sprach, war es in seinem trockensten, kältesten Tone.

„Das nimmt mich Wunder . . . ich dachte, der Herr Sohn hätte eben jene Studia unter den Weibern in Padua und Bologna sehr eifrig betrieben und sei in der ars amandi kein solches Neuling mehr.“

Georg war blaß geworden, und der Alte sah einem heftigen Ausbruch entgegen. Aber er irrte sich; der Sohn wendete sich schweigend nach der Thür. „Wohin, Georg?“ rief der Doktor mit starker Stimme. „Gehst Du so von Deinem Vater?“

„Es ist besser, Ihr laßt mich gehen, Vater,“ sagte Georg. „Jedes Wort, welches ich in dieser Sache noch redete, wäre zu viel.“  
„Ho . . . und darf man fragen, was Du zu thun gedenkst?“

Die beiden Männer standen einander gegenüber und maßen sich Sekunden lang wie Gegner mit den Blicken. „Du lebst unter meinem Dache, vergiß das nicht,“ stieß der Alte hervor. Georg lächelte bitter. „Heute noch — ja. Das Haus aber, welches meine Braut, mein Weib nicht aufnimmt, ist meine Heimath nicht lange mehr.“

Eine Todtenstille folgte den Worten, und nun ging Georg langsam nach der Thür. Währenddessen aber war mit dem Bürgermeister eine Veränderung vorgegangen . . . er schien zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Welcher Art derselbe war, hätte man auf seinem undurchdringlichen Angesicht jedoch vergebens zu lesen versucht. Er ging jetzt rasch dem Sohne nach und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Sei kein Narr, Görg,“ sagte er kurz, „und wirf Deinem alten Vater nicht gleich den Bettel vor die Thür. Sey Dich hieher und erzähle mir genau, was zwischen Dir und der Weberstochter vorgegangen ist.“

Georg sah den alten Herrn forschend an, fast als traue er dem Sühnevertrage des klugen Gegners nicht recht. Und als er sprach, geschah es mit einem Zwang und einer Zurückhaltung, die nach dem, was vorhergegangen, wohl begreiflich war. Aber gegen seinen Willen brach nach und nach die Wärme durch, und auch bei dem Doktor kam, da er sich durch den Bericht in einem Punkte sehr erleichtert fühlte, eine aufrichtigere Theilnahme zum Vorschein, als er vielleicht selber beabsichtigte.

Als der Sohn geredet hatte, wiegte der Alte den Kopf hin und her. „Das scheint allerdings etwas Besonderes zu sein. Schade daß sie nicht wenigstens eine Bürgerstochter ist. Denn leider muß ich in der Hauptsache auf meiner Ansicht verharren. Das Mädchen zu Deiner Frau zu machen, wäre, um das Geringste zu sagen, eine Selbstsamkeit, die in unserer verantwortlichen Stellung nicht zu statuiren ist. Du mußt begreifen, daß der Stand Verpflichtungen auferlegt, und daß es dem besseren Bürger, ja dem ersten Bürger eines Gemeinwesens, eben so wenig vergönnt ist, in diesen Dingen ungezügelter Neigung zu folgen, wie einem Fürsten . . .“

Er hielt inne und sah den Sohn an, als erwarte er eine Antwort. „Nun?“ fragte er, da jener schwieg, endlich mit scharfer Stimme.

„Eure Gründe mögen an sich Gewicht haben, Vater,“ sagte Georg kalt, mit der Ruhe des unerschütterten Entschlusses. „Für mich aber sind sie hinfällig, denn — Ihr kennt Hilden nicht. Sie hat nicht ihres Gleichen, ist mit dem gewöhnlichen Maße nicht zu messen. Wir vermögen sie nicht einmal zu erheben — sie selber adelt das Haus, in welches sie eintritt.“

Gut, daß Georg den wunderbarlich faunischen Zug nicht wahrnahm, der bei diesen Worten über das kluge Gesicht des Doktors glitt. Nach einer Pause begann dieser wieder: „So müßten wir uns also noch der Ehre bedanken, die uns die Weberstochter anthut, wenn sie Dich nähme. Eine absonderliche Zumuthung, das wird der Herr Sohn vielleicht zugeben. Uebrigens — laß Dir noch etwas sagen, Georg, und experto crede Ruperto! Es ist schon manch einem klugen Manne mehr als fraglich erschienen, ob ein Ehegesspons von besonderm Gabe'n des Leibes oder des Geistes für ein wirkliches Glück im Hause zu halten sei. Sieh Deine Mutter an: am Kochherd und in der Vorrathskammer, da füllt sie ihren Platz und da sucht sie ihres Gleichen. Außerdem aber hat sie mir nichts drein zu reden . . . früher versuchte sie es wohl einmal, das Handwerk habe ich ihr aber aus dem Grunde gelagt. So hatte ich freie Hand für meine Geschäfte, und, glaube mir, ich wäre der Mann nicht geworden, der ich bin, hätte ich es in meinem Hause nicht so gehalten. Aber ich sehe, ich predige tauben Ohren —“ unterbrach er sich nach einem Blick auf das Gesicht seines Sohnes. „Enden wir also . . .“ Er hatte sich erhoben und trat auf Georg zu. „Du siehst, ich habe mit mir reden lassen . . . dafür aber verlange ich auch von Dir jetzt ein Versprechen . . .“

„Welches, Vater?“ fragte Georg, und wieder maßen sich die beiden Männer wie zwei vorsichtige Gegner, während sie auf Augenblicke die Klängen senten.

„Du unterlässest jeden Schritt in dieser Sache, bis der Einzug und das Fest des Landgrafen vorüber sind. Unjere Entschließung, wie sie nun auch ausfalle, erfordert eine reiflichere Ueberlegung, als ich sie jetzt, bei der Unruhe, die uns bevoort, darauf zu verwenden vermag. Ich verlange nur wenige Wochen Geduld von Dir —“

„Und dann, wenn die Frist, die Ihr stellt, verstrichen ist, glaubt Ihr mich etwa andern Sinnes zu finden?“ fragte Georg mit finsternem Lächeln.

„Ich glaube gar nichts . . . ich stelle eine Forderung an Dich, die Du nicht weigern kannst, ohne wie ein unbändiger Knabe zu erscheinen. Her Deine Hand — verprieß mir, die Sache zu lassen, wie sie jetzt ist . . . es kann das Euch Beiden wenig ausmachen! Ueberdies haben die Dirnen jetzt während des Festes sich zu putzen, zu gaffen, da wird sie Dich nicht vermissen.“

„Halt, Vater,“ rief Georg, die Hand, die der Bürgermeister ergriffen hatte, hastig zurückziehend. „Verlangt Ihr von mir ein Versprechen, Hilden während dieser ganzen Zeit nicht zu sehen, sie ohne jede Nachricht zu lassen? Das weigere ich . . . Sie soll wissen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben, soll wissen, daß sie mein ist und bleibt —“ fügte er leise hinzu — „und das durch mich.“

Der Alte strich sich überlegend das Kinn, wie ein Schachspieler, dem ein Zug durchkreuzt worden ist. Endlich hob er den Kopf, auch hier war ein Ausweg gefunden. „Wie ich den Meister Lukas kenne,“ sagte er, „öffnet er sein Haus nur dem ehelichen Weber. Als solcher aber jetzt schon zu kommen, verbietet Dir der Pakt, den wir eben gemacht haben. Das magst Du die Jungfrau und ihren Vater wissen lassen, magst es ihnen selber sagen, daß ich meine Entscheidung einstweilen noch hinauschiebe; ich habe nichts dagegen.“

„Gut,“ sagte Georg nach einer Weile gepreßt.

Der Alte hob leicht warnend den Finger. „Nun aber ruhig Blut, Georg, keine Gewaltstreichs, keine Thorheiten . . . ein Mann ein Wort . . .“

„An mir zweifelt nicht; was ich versprochen habe, das halte ich!“ sagte Georg stolz, „Euch, mir und Anderen.“

Der Alte nickte und der Sohn ging. Die Unterredung war beendet.

Als der Bürgermeister allein war, lehnte er sich aufathmend in seinen Stuhl zurück . . . „Zeit gewonnen, Alles gewonnen,“ murmelte er dabei, „und, Herr Landgraf, hab' ich Euch geholfen, so müßt Ihr mir wieder helfen.“ Als er sich eine Weile darauf im Familiengemach einsand, war auf dem behaglichen, meist lebhafte gerötheten Angesicht mit den scharfen Augen von einer ungewöhnlichen Erregung nichts mehr wahrzunehmen.

Die nächsten Tage waren die unruhigsten, die das Bürgermeisterhaus vielleicht je gesehen hatte. Das war ein beständiges Gehen und Kommen, ein Fragen und Schiden ohne Ende. Wer den Herrn nicht auf dem Rathhause antraf, der suchte ihn hier, oder ging auf Anweisung der Bürgermeisterin, um ihn an irgend einem Punkte der Stadt, wo der Rath sich vielleicht gerade zusammengefunden hatte, um die Ausschmückung eines Platzes an Ort und Stelle zu berathen, noch anzutreffen. Der Doktor hatte vom frühen Morgen bis zum späten Abend kaum einen Augenblick Ruhe, daher denn ganz von selber etwaige häusliche Angelegenheiten, die nicht in die Stimmung dieser Tage paßten, in den Hintergrund gedrängt wurden.

Seit Menschengedenken hatte kein Bürgermeister der Hauptstadt mit dem landgräflichen Herrn so gut gestanden und dabei jeden gerechten Vortheil der ihm anvertrauten Stadt so klug zu wahren gewußt, wie Doktor Tiedemars. Man wußte, daß gerade in Sachen der nun vor sich gehenden Vermählung das diplomatische Geschick des Bürgermeisters und freilich zugleich seine Vertrauensstellung bei dem fürstlichen Herrn diesem wesentliche Dienste geleistet hatte. Doktor Tiedemars konnte die glänzende Verbindung zu einem gewissen Theile mit als sein Werk betrachten, kein Wunder daher, daß sein kluges Gesicht jetzt den Ausdruck einer eignen Genugthuung trug, kein Wunder auch, daß unter seinen Anordnungen und seinem Einfluß die Vorbereitungen der Stadt für den Einzug und das fürstliche Beilager einen ganz unerschönten Umfang annahm.

(Fortsetzung folgt.)

## Franz Defregger.

Zum 50. Geburtstage des Meisters, am 30. April.

Von Fr. Feil.



Defregger's Wohnhaus und Atelier in München.

bilden zu verfeinern. Weil er das wie kaum ein zweiter verstand, hat sich seit dem Tage, da Franz Defregger mit seinem verwundeten Bildschürzen vor zwanzig Jahren an die Öffentlichkeit trat, die Liebe des Volkes in immer steigendem Maße ihm und seinen Schöpfungen zugewendet. Ja diese letzteren haben eine wahrhaft unermessliche Popularität errungen und, was mehr ist, auch verdient. Denn so wie er die ganze Art und Empfindungsweise unseres Volkes mit seiner Liebe und seinem Haß, mit seinen Freuden und Leiden auszusprechen, uns nicht nur seine schalkhafte und lustige, sondern auch die mannhaft, ja heroische Seite desselben darzustellen gewußt hat, so ist es noch keinem deutschen Künstler vor ihm gelungen.

Aber auch keiner malte so das eigene tiefe Gemüth in seine Bilder hinein, bei keinem sind die Kunstwerke so ganz und gar er selber. Ebenso ist kein zweiter so durchaus naiv und gläubig in dem, was er macht, gehört so ganz und gar zum Volk selber, das er schildert. Es ist aber nicht nur die Liebe, die er zu seiner schönen Heimath und ihren so biederen als kräftigen Bewohnern hat, sondern vor allem die Reinheit des eigenen Gemüths, die anspruchslose Liebeshuldigung der Betrachtung bei allem fröhlichen Humor, die uns so magisch in den engen Kreis bannen, den er mit seinen Darstellungen umfaßt und zu einer eben so reichen als harmonischen Welt auszuweiten gewußt hat. Die weise Selbstbeschränkung auf einen Lebenskreis, den er ganz und vollständig beherrscht, sie ist das Geheimniß von Defregger's Erfolg, genau wie sie es bei Terentius Gottlieb, Auerbach, Feib Meuter war, bei Gottfried Keller und Viktor Scheffel noch ist. Auf die Schilderung der eigenen Heimath, des deutschen Volksstammes, dem sie selber angehören, und seines Zusammenhangs mit der Landschaft sich beschränkend, haben sie Alle es gerade dadurch zu vollendeten Schöpfungen, zur Allgemeingültigkeit gebracht.

Wie klein nun auch der Landstrich sei, der sich von den Dolomitriesen und Gletschern des Pusterthals bis hinab nach Brixen und Bozen, dann hinüber nach Meran und von dort wieder hinauf ins wilde Passauer zieht, so ist es doch der an Naturreizen reichste, ja durch seine ganz eigenthümliche Mischung vom Erhabenen und Lieblichen herausgehobene, den wir auf deutscher Erde überhaupt besitzen. Ebenso ist der herrliche gothische Volksstamm, der ihn bewohnt, wohl der schönste im Vaterland. Er hat sich unter der wärmern Sonne des Südens, inmitten seiner Weinlauben und Kastanienhaine, aber auch im beständigen Kampf mit den tödtlichen Gewalten dieser oft eben so wilden als zauberisch reichen Natur zu einer Mannhaftigkeit, Kraft und Schönheit entwickelt wie kaum ein anderer. Defregger selber aber hängt nicht nur mit allen Fasern seines Herzens

an dieser schönen Heimath, sondern er ist selber auch eines ihrer edelsten Erzeugnisse. Selbst heute noch, wo er ein halbes Jahrhundert voll unerschöpflicher Arbeit hinter sich hat, noch immer ein auffallend schöner Mann war er vor fünfundsiebenzig Jahren, als ich ihn noch in seinen Lederschuhen und der grauen Zoppe zuerst im Bilow'schen Atelier arbeiten sah, ein wahres Urbild eines prächtigen Tirolers, der übrigens mit Albrecht Dürer's Selbstbildnissen die auffallendste Aehnlichkeit hat. Wer ihn aber näher kennt, weiß auch, daß das Innere dem Äußeren vollkommen entspricht. Gerade diese wohlthuende Uebereinstimmung des Meisters mit seinen Werken ist es ja, die uns Alle so tief an dieselben fesselt, so unbedingt sie glauben läßt, die ihnen in San Francisco wie in Petersburg, in Paris wie in London oder Berlin dieselbe sympathische Aufnahme gesichert hat. Denn es sind Schilderungen der einfachsten rein menschlichen Verhältnisse, wie sie sich ähnlich auf der ganzen Welt wiederholen und darum auch überall verstanden werden, die aber durch den entschiedenen Erdgeschmack, die starke Lokalfarbe, welche sie haben, nur um so glanzwürdiger werden. Anscheinend drüßlich und zeitlich so eng begrenzt, ist es doch eine völlig ideale Welt, in die uns der Meister führt. Denn von ihm gilt genau wie von Schiller:

„Und hinter ihm in weichen Schine,  
liegt was uns Alle fesselt — das Gemeine.“

Daß dieses trotz aller außerordentlichen Wahrheit der einzelnen Figuren absolut keinen Platz hat auf seinen Bildern, das giebt ihnen die ungewöhnliche Anziehungskraft, jene kristallhelle Reinheit und Frische, wie sie die Quellen haben, die aus den Granitfelsen seiner Berge her sprudeln. Findet man sich doch in seinen Gemälden und anderen Bauernstudien in viel besserer Gesellschaft als in gar vielen Malereien. Darum dünkt es uns auch ganz natürlich, daß derselbe Vater, der uns noch eben die kernsrischen Dirnen über den Salontiroler lachend oder im Tanze antretend gezeigt, auch dicht daneben die Himmelskönigin mit der göttlichen Knaben am Arme aus den Wolken herabtreten läßt, wie es eben jetzt thut. Denn kein anderer Künstler hat das Göttliche und Erwigshöne in der Menschennatur tiefer empfunden als unser Meister. War denn Maria etwas Anderes als eine arme Handwerkerstau? Bei ihm ist sie eine wirkliche Mutter der Gnaden und der kleine Christus auf ihrem Arme ist ebenso ein ganz frischer geistvoller Knabe, wie in die Verkörperung der Seelenreinheit und des Mutterglücks. Schon jetzt, wo das Bild kaum halb fertig ist, hat es bereits jene Ueberzeugungskraft jene unbedingte Glaubwürdigkeit, die neben der Schönheit der Empfindung den Hauptreiz der Defregger'schen Bilder ausmacht und wie sie bezaubert jener früheren Madonna, die er für die Kirche seiner Heimath Völs als Altarbild gestiftet, eine wahrhaft unermessliche Verbreitung durch Bilddruck und Holzchnitt verschafft hat.

Diese Vereinigung von tiefer behaglicher Gemüthlichkeit und einer fast numerbar darüber gebreiteten idealen Naude, der aber doch nicht absetzt, was von Defregger ausgeht, übertrifft uns schon gleich, sobald man nur seine Villa unter den prächtigen Baumgruppen von Josenbrunn sieht, welche die zu ihr führende Königstraße zu Rechte begrenzen. Ein Werk seines Freundes und Landsmannes, des Architekten Hauberisser, ist sie in ihrer Verbindung deutscher mit spezifisch tirolischen Stilformen, mit ihrem weit vorzüglichen Tache, die in hohem Grade, Doppelfenstern und Freitreppen, der Blumenfülle mit dem üppigen Grün rundherum, die entsprechendste Behausung gerade in diesen Künstler. Hinter ihr dehnt sich dann der weite Garten, in welchem die köstlich frischen Kinder des Meisters spielen sehen, während ihnen die anmuthige Mutter zusehet, oder uns in das weiter zurück liegende Atelier weist, das unter Eichen und Geißblatt fast verliedt hat. Neben dem mit altdösterreichischen Bildern und Schmuckstücken wie tödtlich Meubeln ganz gefüllten eigentlichen Malraum genießt man da den Blick in die reizendste tiroler Banernstube dahinter. — Im Atelier sehen wir außer der Himmelskönigin gegenwärtig nur wenig andere Bilder auf den Staffeleien stehen. So eine als Subpoite für die eigene Wohnung lebensgroß gemalte Gruppe von einigen eng zusammengedrängten Tirolerburschen und Mädchen, die den Eintretenden fröhlich zu begrüßen scheinen, und ein paar Wiederholungen früherer beliebter Kompositionen, mit denen der Meister von den ihn belagernden Kunsthandlern beständig gequält wird. — Jetzt richtete er sich überdies gerade darauf ein, die Oesterreicher mit seinem ältesten Sohne in der schönen Heimath zu Bozen zu setzen, wo er schon seit mehreren Jahren eine Villa besitzt, und hatte dann nichts Neues angefangen.

Leider verfiel, als ich das lieblichste aller Künstlerheime, die wir in München besitzen, kaum einige Tage verlassen, der Tod ihres einzigen achtfährigen Töchterchens nach nur kurzer Krankheit die Eltern in so geahnt großen Jammer und erfüllte diesen anscheinenden Sitz des reinen Glücks mit tiefer Trauer. Man muß es selber schon gesehen haben, wie der so gemüthvolle Defregger an seinen Kindern hängt, um die ganze Schwere dieses Verlustes für ihn und die Mutter zu empfinden, wenn ihnen auch noch drei köstlich frische Knaben geblieben sind. So nahe liegt oft neben dem hellsten glänzendsten Sonnenschein tiefes Dunkel, bricht aus dem kleinsten Wöllchen am klauen Himmel der verhängnisvolle Blick! Ich mußte bei der Nachricht von dem Unglück, das ihn betraf, unwillkürlich an Defregger's erstes Bild denken, wo er eine junge Mutter voller Glück ihr Kind baden läßt, während hinten bereits zwei Kameraden ihren zum Bildern ausgezogenen Mann tödtlich verwundet bringen. Diese in seiner Heimath so häufigen jähen Schicksalswechsel, wo so oft nach kurzen Gewitter mitten in die blumigen Matten und Weinberge der todbende Wildbach bricht, alles, was fröhlich blühte und grünte, mit



Tiroler Diandl.

Nach dem Originalgemälde von Franz Defregger.

Schutt und Geröll überdeckend und in eine Wüste verwandelnd, sie sind dem Meister auch früher nicht unbekannt geblieben und haben seinen Charakter gefestigt. Ward er doch gleich nach seinen ersten glänzenden Triumpfen durch einen Gelenkrheumatismus, der sich in den Fuß gesetzt, so gelähmt, daß er zwei Jahre lang nur auf dem Sopha liegend malen konnte.

Damals hatte Defregger, gerade wie jetzt, eine Madonna angefangen — die oben erwähnte — und durch das Auf- und Absteigen vom Gerüst das Uebelweh recht verschlimmert, sodas er sie erst in Bozen, wohin er sich, vom milden Klima Heilung hoffend, hatte bringen lassen, noch liegend fertig malen mußte. Dennoch arbeitete er mit so festem Gottvertrauen, daß uns jetzt aus dem seelenvollen Antlitz der himmlischen Mutter ein Ausdruck von so überirdischer Milde befehlend und tröstend entgegenkommt, um gerade dies in der Zeit seiner schwersten Noth gemalte Bild als seine höchste Leistung betrachten zu lassen. Das Uebel aber wich kurz darauf, nachdem die Kunst der berühmtesten Aerzte es nicht zu beseitigen vermocht, den Rathschlägen eines Bauern seiner Bekanntschaft. Diese glückliche Heilung veranlaßte ihn damals, noch zwei Jahre in der Stadt am Eszack zu bleiben, und im Jubel der wiedererlangten Gesundheit eine ganze Reihe seiner herrlichsten Bilder zu malen. So jenes berühmte „letzte Aufgebot“, das, die ganze Schwere eines Volkstrieges mit furchtbarem Ernst vermittelnd, seinen Ruhm erst recht in alle Welt trug und jetzt eine Perle des Wiener Belvedere geworden. Darin eben unterscheidet sich Defregger gründlich von allen übrigen

Bauern- und Sittenbildmalern, daß der starke heroische Zug seines Stammes, jedes Aufklammern der höchsten Vaterlandsliebe und des entschlossensten Opfermuthes in ihm einen ebenso glänzenden und verhängnisvollen Darsteller gefunden haben, wie die heitere idyllische Seite des tiroler Bauernlebens. Und so wollen wir denn auch jetzt hoffen, daß der schwere Schicksalschlag, der den Meister getroffen, ihn auch diesmal wieder nach Art aller echten Talente zu erneuter Vertiefung seiner Schaffens anrege!

Auf der Höhe des Lebens und des Ruhmes wie der probatorische Kraft angelangt, wird Defregger uns hoffentlich noch viele ebenso schöne Kunstwerke schenken, wie er sie schon in fast unübersehbarer Masse geschaffen. Wer vermüde aber vorauszusagen, welche unerwartete Seiten seines reichen Talentcs er noch entfalten wird? — Die schaffende Kraft des Meisters hat sonst erfahrungsgemäß ungefähr dieselben Grenzen wie die des lyrischen oder dramatischen Dichters, kehrt erfinden nach den Zeitigern nur in selbsten Fällen eigentlich kaum mehr, und selbst ein Shakespeare hat in seinen letzten Lebensjahren nur noch die alten Aufgaben in veränderter Form, allerdings auch mit vertieftem Innegeldöst. Indes hat uns der Meister bis jetzt noch immer mit neuen Wendungen seines Talents überrascht, wenn man ihn schon am Ende angelangt glaubt. Aber selbst wenn das nicht mehr geschähe, wo nicht außer Hans Makart in Deutschland ein Künstler zu finden, der in kaum zwanzig Jahren ein solche unübersehbare Fülle köstlicher Werke ewiger Dauer seinem Volke geschenkt, als die Homer des deutschen Bauernstandes?



Defregger's Gedächtnis zu Stronach bei Dölsach in Tirol.

### Der Eschepeter.

Ob „der Eschepeter“, jener wadere „Schwager“, dem Ludwig Knauts dadurch die Unsterblichkeit sicherte, daß er ihn als Lenker der fürstlichen Karosse auf seinem Gemälde „Der Empfang des Fürsten im Dorfe“ darstellte, auch Viktor von Scheffel zu seinem Gedichte „Der letzte Postkillion“ Modell gestanden, vermögen wir zwar nicht anzugeben, möchten es aber fast annehmen; denn so oft wir Scheffel's Verse lesen, vermehren wir den lebhaften Eschepeter, jenes Original aus einer vor kaum zwei Jahrzehnten dahingeschwundenen Epoche unserer deutschen Postgeschichte, an unserer geistigen Auge vorübergleiten zu sehen:

„Der Schimmel trabt, die Reitsche schwirrt,  
Laut schmettert Posthornton,  
Als Geist kommt durch die Luft kutschirt  
Ein großer Postkillion.“

Fahl glänzt am gelben Sperlingsrad  
Thurn-Taxis' Wappentopf.  
Er raucht uralten Rauchtabak  
Aus seinem Ulmerkopf.“

Er raucht und spricht: O Erdenball,  
Wie anders schau'ft du drein,  
Seit ich mit Sang und Reitschennall  
Reichspostdienst that am Rhein!“

Heller noch als seine Gala-Uniform leuchtete des Eschepeter's rothe Nase. Er war eine der populärsten Persönlichkeiten der vormaligen Residenzstadt Wiesbaden und des ganzen nassauischen Ländchens, das kostbarste Inventarientück der Post und des Gasthauses zum „Ader“ und Herr und Meister unter den Postkillionen. Kind und Kegel in Nah und Fern kannte den Eschepeter, den spiritus familiaris des weiland nassauischen Postenlaufes, das fahrende Genie, dem Nichts gleich kam, sobald es die Bügel in der Hand, auf dem Bode thronte und Dorn und Reitsche führte. Wolte der Posthalter, Herr Schlichter, einem Extrapostreisenden von hohem Stande eine besondere Ehre erweisen, so kommandirte er den Eschepeter zum Kutschieren. Der Eschepeter war es denn auch, der im Jahre 1864 Louis Napoleon's Gemahlin, die Kaiserin Eugenie von Frankreich, nach Schwalbach fuhr und — wenn auch nach allen Regeln der Kunst — doch in solcher Karriere dahinjagte, daß von der Ehreneskorte ein Leibgedarm nach dem andern zurückblieb und nachseufzte: „Eschepeter, ich kann nicht mehr!“ Aber auch die Glanzperiode der Postkillionen ging vorüber.

Nassaus und Thurn-Taxis' Postherrlichkeit sah er in Trümmer sinken und auf den Ruinen die schwarz-weiß-rothe Postflagge des Norddeutschen Bundes gar lustig flattern.

„Es hatt' der Siebentagekrieg  
Dem Bau den Hals gebrochen,  
Und König Wilhelm hatt' das Wort  
Mit Vollmacht ausgesprochen:  
Dem Fürst Thurn-Taxis thun Wir kund:  
Jeso hat der Norddeutsche Bund  
Sein Postregal alleine!“ —

Zimmer mehr pfiß dem Postinstitut der Dampf

„Mit Wunderkraft dazwischen,  
Die Eisenbahnen hin und her  
Erhielten den Engros-Berkehr  
Mit ihrer Winteschnele.“

Den Zusammenbruch des fränkischen Kaiserthrones und das Erlöschen des Ruhmeschimmers jener Potentatin, deren Gefährt er vordem einmal so meisterhaft nach Schwalbach geleitet, erlebte der alte Postkillioner allerdings nicht mehr, und nicht

... den deutschen Riesenkampf  
Mit diesen Herrn Franzosen,  
Da ernteten viel Ruhm und Ehr  
Feldposten, die famosen,  
Die brachten Muttergroßchen viel  
Und allerlei ans rechte Ziel,  
Auch Tabak zum Verrauchen.“

Schon vor Ausbruch jener welterschütternden Ereignisse, im Jahre 1868, hatte Eschepeter die Fahrt zur Jenseitsstation, von welcher Niemand zurückkehrt, angetreten; aber Eins hatte der alte würdige Repräsentant seiner Species bei jenen Wandlungen, die er noch erlebte, bestimmt gefühlt, nämlich daß die Glanzperiode der Extraposten und Extraposten dahin sei, da noch

„Der schmucke, blaue Postkillion  
Nief mit des Posthorns Jamberton  
Zusamm'n die Passagiere.“

Emil & ...

# Der Rhabarber.

Diese höchst interessante und sehr nützliche Pflanze wird entweder zur Zierde im Parkgarten oder als Gemüse im Küchengarten oder wegen ihrer als Heilmittel unentbehrlichen Wurzel auf dem Felde gezogen. Sie ist weisfährig oder ausdauernd und durchaus winterhart, besitzt einen herrlichen gelblichweißen Blütenstand, mächtig große Blätter und einen starken Wurzelstock, der einen gelben Farbstoff enthält; das Ganze bildet im Sommer bis zum Abflusse des Wachstums eine wahrhaft imponierende Pyramide.

Der Name Rhabarber (*Rheum L.*) wird von dem des Flusses Rha (die Wolga) abgeleitet, an dessen Ufern der sogenannte pontische Rhabarber (*Rh. rhaiponticum L.*) häufig wildwachsend vorkommt, oder auch von dem sibirischen Worte Rha, das die Wurzel gewisser Knöterichgewächse (*Polygonum L.*) bezeichnet, die dem Rhabarber botanisch sehr nahe stehen. — Das Vaterland der Pflanze ist, je nach der Art, das Himalajagebirge, China, das Tafelland der Tatarei (*Rh. Emodi Wall.*), oder das südöstliche Europa, die Strände der Wolga am pontischen Meer, oder der nördliche Abhang der Tibeter Alpen in der Provinz Kanfu (*Rh. tanguticum E. Rgl.*).

Als den weisfährigen und allein echten medicinischen Rhabarber hat man bis vor Kurzem den bereits genannten *Emodi- oder Nepal-Rhabarber* angesehen, der nach dem Deutschen Galen, welcher lange Zeit der „Rhabarbertrabe“ in Siachia vorgestanden hat, vorzüglich aus der Provinz Kansul, zwischen dem 35. und 40. Grad nördlicher Breite kommen sollte. Nach den langwierigen und mühsamen Untersuchungen, welche die verlebte Kaiserin Katharina von Rußland anstellen ließen, und besonders nach Dr. Wallisch, dem Director des botanischen Gartens in Kalkutta, war er die Mutterpflanze der allein echten und besten russischen Rhabarberwurzel (*Radix rhei rossoviti*), deren Vaterland abwärts von den Bucharen verheimlicht wurde. Man gräbt dort im April und Mai die Wurzeln der vier- bis sechsjährigen Pflanzen aus, schält sie und hängt sie in zerstückelten, etwa faustgroßen Stücken zum Trocknen auf, weil sie sonst leicht faulen würden. Die verhältnismäßig leichte Wurzel riecht eigentümlich, schmeckt würdig-bitter und etwas zusammenziehend, knirscht beim Kauen zwischen den Zähnen wegen der fleisigen Kalkerde, welche sie enthält, und färbt den Speichel safrangelb.

Die Regierungen Rußlands und Osmas hatten gewisse Verträge für den Handel mit Rhabarberwurzeln abgeschlossen, denen sich die beiderseitigen Kaufleute unbedingt unterwerfen mußten, und wir erhielten die Wurzeln entweder zur See von Kanton aus, den sogenannten chinesischen oder indischen Rhabarber, oder durch die Rußen, denen sie durch die Bucharen über Siachia in Sibirien gebracht wurden; kaiserliche Kommissarien mußten sie untersuchen und ließen fehlerhafte Waare verbrennen. — Uebrigens ist die Rhabarberwurzel, die den Arabern schon länger als Heilmittel bekannt war, erst vor etwa 275 Jahren durch einen gewissen Adolph Decca in unseren Apotheken eingeführt worden.

Aber vor ungefähr 10 Jahren gelang es dem berühmten Reisenden Charles Buzemalst, in der Provinz Kanfu die echte Rhabarberpflanze zu entdecken, von ihr Samen zu sammeln und dem kaiserlichen botanischen Garten in Petersburg beziehungsweise dessen Director Wirklichen Geheimrath Dr. C. von Regel einzusenden. Hier hat sich nach dem Anbau des Saamens und der Kultur der Pflanze bis zur Blüthe herausgestellt, daß das *Rheum palmatum L. var. tanguticum E. Rgl.*, eine Varietät des weinartigen Rhabarbers sei. Diese Varietät allein liefert die wirksamen Stoffe: Chrysocholanäure und Emodin, von denen die bisher als officinell geltenden Arten *Rh. Emodi Wall.* und *australe Don* nicht mehr als die Risse enthalten, wie das durch die Untersuchungen der Professoren Beilstein und Dr. von Mercklin in Petersburg bewiesen wurde.

Was uns aber nach dieser Entdeckung am meisten interessirt, ist die Thatsache, daß dieser Rhabarber auch bei uns auf dem Felde gezogen werden kann, wenn man einen trocken gelegten (drainirten) Moorboden auf Sand zur Verfügung hat. Beide Erdschichten sind dann beim Tiefgraben (Majolen) zu vermischen und mit etwas Kalkstein und Dünger zu überziehen. Ein solcher sonst wenig brauchbarer Boden läßt sich durch den Anbau von Rhabarber zu einem hohen jenseitigen Kapital verwandeln. Die Pflanzen zieht man aus Samen, der u. A. bei Haag und Schomburgk in Erfurt vorrätig ist.

Der Rhabarber ist auch eine ausgezeichnete Pflanze des Küchengartens, deren Blätter im gebleichten Zustande als Salat verwendet und deren Blattstiele, die Apfelsäure enthalten, im Frühjahr ein wohlschmeckendes

Kompot geben, das in England, Dänemark, Schweden, Nordamerika zc. mehr als in Deutschland in allen Kreisen der Bevölkerung gern gegessen wird. In London und New-York kommen ganze Wagenladungen von Blattstielen auf den Markt. Der Blütenstand wird im Sommer, noch ehe er sich voll entwickelt hat, mit dem etwa 25 Centimeter hoch gewordenen Stengel abgetrennt, zubereitet und als Blumentohl gegessen. Darüber wird jedoch wohl jedes Kochbuch nähere Auskunft geben. Was aber von unseren Kochbüchern nur wenige zu wissen scheinen, das ist die Bereitung des Saftes aus den Blattstielen mit Hilfe von Wasser, Zucker und etwas Traubenwein zu einem berauschenden „Champagner“ oder zu einem angenehmen Fischwein. Für Letzteren nimmt man zu je zwei Kilo dünn geschnittener Blattstiele zwei Liter Wasser, bringt die Mischung in ein reines Holzgefäß, das man bedeckt, und rührt sie während einer Woche täglich dreimal mit einem reinen Holzstab um. Nach dieser Zeit läßt man die Flüssigkeit durch ein grobmaschiges Sieb gehen und setzt zu je drei Litern zwei Kilo weißen Zucker, den Saft von zwei Citronen und die auf Zucker abgeriebene Schale einer Citrone hinzu; in einem Faße, das durch Aufhängen von Zunderwasser voll erhalten wird, läßt man die Flüssigkeit gähren, Hart und fällt sie in Flaschen. Heinrich Semler in San Francisco behauptet in seinem ausgezeichneten Buche „Obstverwertung und Obstbau“, daß von den zahlreichen Abarten des kultivirten Rhabarbers die „Victoria“ genannte die beste sei zu dieser Art von Weinbereitung, die auch nach folgender Vorschrift erfolgen kann: Man zertheilt die Blattstiele fein, preßt sie durch eine Handpresse aus, giebt dem Saft das gleiche Maß weiches Wasser und auf vier Liter Saft 3 1/2 Kilo braunen Zucker bei und läßt ihn gähren, wie oben gesagt wurde.

Ein delikates Gelee erhält man, wenn die Blattstiele des Rhabarbers in Stücke geschnitten, mit spärlichem Wasserüberzug schnell getrocknet und ausgepreßt werden, wonach man jedem Liter des Breis 1/2 Kilo Zucker zusetzt, wobei zu bemerken, daß nach langsamem Kochen das Produkt trübe wird. Eine erfrischende Limonade erhält man, wenn sechs fein zerhackte Blattstiele vom Rhabarber zugleich mit einem Kilo Zucker und 30 Gramm gestoßenem Ingwer in zwei Liter Wasser eine Stunde lang gekocht werden, denen man nach und nach noch ein Liter Wasser zusetzt. Nun läßt man die Flüssigkeit stehen, bis sie die Temperatur kühwarmer Milch hat, seigt sie dann durch Filtrirpapier, rührt sie zu Schaum und fällt sie in Flaschen, in denen sie sich mehrere Tage hält. Die Rhabarberstengel können auch zu künftigen Gebrauch wie das Obst gebodert werden, wozu die dem „Alden-Apparat“ nachgebildeten deutschen Einrichtungen besonders zu empfehlen sind.

Der Rhabarber ist, wie oben bereits angedeutet wurde, eine Dekorations- oder Blüthpflanze ersten Ranges, die, einzeln oder zu dreien auf dem Rasen des Parkgartens stehend, von keiner andern übertroffen wird; doch muß man die Blüthe mit dem Stengel abschneiden, ehe der Same sich bildet; wenn dieser erscheint, werden beinahe immer die Blätter unscheinbar. Als Ziergewächse werden gewöhnlich die Arten *Rh. Collinum Baillon*, *Emodi Wall.* und *Officinale Baillon* gebraucht, und namentlich *Emodi* zeichnet sich dadurch aus, daß die Blätter in der ersten Jugend kupferroth sind; *Officinale* und *Officinale tanguticum* haben ganz besonders große Blätter. Aber seit wenigen Jahren sind im botanischen Garten der medicinischen Fakultät in Paris durch künstliche Befruchtung zwischen *Collinum* und *Officinale* oder umgekehrt verschiedene Mischlinge entstanden, von denen drei so außergewöhnlich schön sind, daß sie auch hier erwähnt werden müssen, nämlich *Florentin*, *Faguet* und *Carrière*. Die erstere Varietät hat Blätter von einem Meter Durchmesser, der Blüthenschaft wird drei Meter hoch; die Blumen hängen elegant über und zeigen ein wunderschönes Karminroth, zwischen dem sich die viel dunkleren Knospen ganz wunderschön hervorheben. *Faguet* entwickelt Blätter von riesiger Ausdehnung; der Blattstiel wird 0,80 bis 1,0 Meter lang und das Blatt selbst größer als einen Meter im Durchmesser; die sehr schöne rosenrothe Blüthenrispe erhebt sich beinahe drei Meter hoch und reicht mit den purpurrothen Samen selbst noch höher. *Carrière*, die dritte Varietät, hat 50 Centimeter lange Blattstiele und Blätter von 1,2 Meter Durchmesser; die beinahe aufrechtstehende Blüthenrispe hat eine schöne rosenrothe Färbung, die bei den Samen in Purpurroth übergeht. Sämmtliche drei Varietäten sind außerordentlich zierlich und entwickeln sich auf dem Rasen um so vollkommener, je nahrhafter man ihnen den Boden bereitet, der aber keinesfalls trocken sein darf. Die Anzucht geschieht in bekannter Weise aus Samen, der aber vor nächstem Jahre in Deutschland, wie es scheint, „im Handel“ nicht vorrätig sein wird.



*Rheum palmatum var. tanguticum.*

Der Rhabarber ist, wie oben bereits angedeutet wurde, eine Dekorations- oder Blüthpflanze ersten Ranges, die, einzeln oder zu dreien auf dem Rasen des Parkgartens stehend, von keiner andern übertroffen wird; doch muß man die Blüthe mit dem Stengel abschneiden, ehe der Same sich bildet; wenn dieser erscheint, werden beinahe immer die Blätter unscheinbar. Als Ziergewächse werden gewöhnlich die Arten *Rh. Collinum Baillon*, *Emodi Wall.* und *Officinale Baillon* gebraucht, und namentlich *Emodi* zeichnet sich dadurch aus, daß die Blätter in der ersten Jugend kupferroth sind; *Officinale* und *Officinale tanguticum* haben ganz besonders große Blätter.

Aber seit wenigen Jahren sind im botanischen Garten der medicinischen Fakultät in Paris durch künstliche Befruchtung zwischen *Collinum* und *Officinale* oder umgekehrt verschiedene Mischlinge entstanden, von denen drei so außergewöhnlich schön sind, daß sie auch hier erwähnt werden müssen, nämlich *Florentin*, *Faguet* und *Carrière*. Die erstere Varietät hat Blätter von einem Meter Durchmesser, der Blüthenschaft wird drei Meter hoch; die Blumen hängen elegant über und zeigen ein wunderschönes Karminroth, zwischen dem sich die viel dunkleren Knospen ganz wunderschön hervorheben. *Faguet* entwickelt Blätter von riesiger Ausdehnung; der Blattstiel wird 0,80 bis 1,0 Meter lang und das Blatt selbst größer als einen Meter im Durchmesser; die sehr schöne rosenrothe Blüthenrispe erhebt sich beinahe drei Meter hoch und reicht mit den purpurrothen Samen selbst noch höher. *Carrière*, die dritte Varietät, hat 50 Centimeter lange Blattstiele und Blätter von 1,2 Meter Durchmesser; die beinahe aufrechtstehende Blüthenrispe hat eine schöne rosenrothe Färbung, die bei den Samen in Purpurroth übergeht. Sämmtliche drei Varietäten sind außerordentlich zierlich und entwickeln sich auf dem Rasen um so vollkommener, je nahrhafter man ihnen den Boden bereitet, der aber keinesfalls trocken sein darf. Die Anzucht geschieht in bekannter Weise aus Samen, der aber vor nächstem Jahre in Deutschland, wie es scheint, „im Handel“ nicht vorrätig sein wird.

Dr. Hättig.

